Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 21 Leipzig, den 26. Mai 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das Volk Gottes — Ein kirchenpolitisch Heimatloser. Deutsch-evangelisch von Paul Graue — Die neue Agende. Ein Gespräch — Hypnotismus und Verbrechertum. Psychologische Studie. Erste Hälfte — Aus dem kirchlichen Leben Berlins: 1. Die Kirchenwahlen; 2. Die Gemeindekörperschaften — Verschiedenes: Der Neunte Evangelisch-soziale Kongreß — Anzeigen: Helft den Auswandrern; Frankfurter evangelische Festwoche

Das Volk Gottes

Ich will ihnen ein Herz geben, daß sie mich kennen sollen, daß ich der Herr sei. Und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein; denn sie werden sich von ganzem Herzen zu mir bekehren. Jerem. 24, 7.

Ich kam auf meinen Reisen in ein wundersames Land, zu einem rätselhaften Volke. Ich fand mich von Geheimnissen umgeben, und doch war es mir, als lernte ich dort erst, recht zu sehen und zu hören und wahrhaft zu leben. Vieles freilich ist mir noch dunkel geblieben, Andres habe ich leicht und schnell begriffen. Aber auch, was zunächst fremdartig und widersinnig erschien von den Sitten und Gebräuchen jenes Landes, erprobte sich mir in der Wirklichkeit des Lebens, so oft ich es nur ernst und aufrichtig versuchte. Ich kann nicht leugnen, daß ich zuweilen dort sehr streng behandelt, gewarnt und zurechtgewiesen wurde. Aber zugleich wurde ich wiederum dort sehr liebreich und verständnisvoll begrüßt wie sonst nirgends und so aufgenommen wie ein altbekannter Freund und willkommen geheißen, als hätte man mich schon lange erwartet. Die Einwohner, hoch und niedrig, waren in jeder Weise aufrichtig und mitteilsam, dienstbeflissen und opferwillig. Ihre Sprache zu verstehen, ward mir nicht schwer. Es kam Alles von Herzen und ging zu Herzen; und wo der Sinn der Worte nicht gleich deutlich wurde, war doch der Ton mir unmittelbar vertraut und heimatlich.

Unklar war mir zuerst die bürgerliche Verfassung und Ordnung. Ein Jeder trat so selbständig und frei, so voll Selbstbewußtsein und sichrer Kraft auf, als sei er Bürger einer streng durchgeführten Republik; in Wirklichkeit galt die absolute Monarchie. Ein geschriebnes Gesetz hatte es früher gegeben, aber der Herrscher hatte es schon lange aufgehoben, und Jeder war darüber froh. Man brauchte kein Gesetz, denn Gesetz und Recht war einem Jeglichen bekannt, in Aller Herzen lebendig eingetragen. Und als Vorbild stand Allen die Person des Königs vor der Seele, sein Leben, seine Handlungsweise, sein Wort. Mit der Verkündigung einer umfassenden Amnestie hatte er gleich bei seiner Thronbesteigung sein Volk beglückt, und jede seiner Botschaften hat zum wesentlichen Inhalt, daß er etwas Großes und Gutes seinem Volke schenkt und zusichert, und jede seiner Forderungen hat er zuerst selbst auf das gewissenhafteste erfüllt. Jedes Glied seines Volkes ist seiner Fürsorge gewiß. Auch Frauen und Kinder haben Bürgerrecht und Gleichberechtigung. Das Eigentümlichste aber ist, daß, wer als Glied dieses Reiches gestorben ist, das dauernde Ehrenbürgerrecht empfängt. Eine äußere Rangordnung giebt es nicht. Jeder gilt so viel, als er wert ist; und der Wert jedes Einzelnen richtet sich darnach, wie viel er in freiwilliger Liebe Andern dient. Selbst der Herrscher hat sich diesem Maßstab unterworfen; ja er hat ihn zuerst selbst aufgestellt und in seinem eignen Leben durchgeführt. Aber gerade nach diesem Maßstab ist ihm die königliche Würde und Herrschaft unbestreitbar.

Ein Jeder kennt den König, und der König kennt Alle. An jeglichem Morgen und jeglichem Abend begrüßt der König persönlich alle seine Unterthanen, und sie danken ihm für seine Huld und bitten um seinen Segen. Er ist wie ein Freund und Bruder zu Allen, und doch dient ihm Alles in Ehrfurcht und Demut; denn er ist — das weiß Jeder — einzigartig an Güte und Macht und unerreichbar in seiner Vollkommenheit, Reinheit und Liebe. Wo man zusammenkommt zu Arbeit oder fröhlicher Feier, da huldigt man ihm. Selbst in der Einsamkeit und im Dunkel der Nacht sieht sein Auge und hört sein Ohr alles, was seine Unterthanen thun und treiben; bis ins innerste Herz dringt sein Blick. Ueberall kann man auf seine Kraft und seine Gemeinschaft rechnen; und wo man ihm dient, da wohnt Freude und Friede und Schaffenslust, da weichen Unreinheit und Gemeinheit, Hochmut und Eigenwillen ganz von selbst.

Für Bildung wird in diesem Lande viel gethan. Es ist staatlicher Schulzwang, und zwar so weit, daß man bis an das Lebensende nicht aus der Schule entlassen wird. Da giebt es zum Teil sehr schwere Aufgaben, zumal für die ältern Schüler. So muß z. B. ein Jeder an seiner eignen Lebensbeschreibung arbeiten. Dabei werden viele Fehler gemacht; aber der freundliche Lehrer verbessert und hilft. Je reifer aber ein Schüler ist, umsomehr sieht er ein, wieviel er noch zu lernen hat, und wie der Lehrer doch Alles am besten versteht. In der Schule sitzen die Kleinen obenan. Man weiß nicht, wie der Lehrer zu dieser Ordnung gekommen ist; aber es ist so. Außerdem herrscht die bewährte Methode, daß jeder Schüler ohne weiteres von dem andern lernt, und daß die ältern die jüngern ganz von selbst unterrichten. Auch finden fortwährende Uebungen in der Kunst des rechten Lebens statt. Alle Schüler aber haben einen einzigen Lehrer, der jeden Einzelnen nach seiner Eigenart behandelt und mit jedem Geschlecht wieder jung wird. So hat er schon viele Geschlechter unterrichtet und viele, viele Schüler ausgebildet, die auch Andre wieder belehren konnten. Dieser Lehrer ist — es klingt unglaublich — der König selbst.

Nicht minder ausgebildet wie das Schulwesen ist das Kriegswesen. Denn das Volk ist sehr streitbar. Es herrscht allgemeine Wehrpflicht, und zwar in solchem Umfange, daß auch Frauen und Kinder in den Waffen geübt werden. Ich erfuhr, daß zuweilen Mütter für ihre Kinder, Frauen für ihre Männer, ja Kinder für ihre Eltern in den Kampf gezogen sind und so ihre Lieben beschützt und gerettet haben. Von Festungen hält man nicht viel. Alle Einwohner tragen ihre Waffen bei sich. Ich fragte mehrfach nach dem Zeughause und Arsenale. Aber so oft ich diese Frage stellte, wies man auf die eigne Waffenrüstung hin, die man den „Harnisch Gottes“ nannte, auf Schwert und Helm und Schild und Panzer, und zugleich auf eine Waffenlehre, die Jeder bei sich führte, ein altbewährtes Buch von unerschöpflichem Inhalt, das Jedem, der sich genau darnach richtet, die Kunst des Siegens mitteilt. Uniform wird nicht getragen, im Gegenteil wird auf Mannichfaltigkeit der Rüstung

und auf Selbständigkeit der Waffenführung gesehen. Aber trotzdem waltet völlige Ordnung und Geschlossenheit des Vorgehens. Denn Alle kennen genau den Plan und Willen des obersten Kriegsherrn in seinen Grundzügen und wissen, daß sie an ihrer Stelle ihre Pflicht thun und den ihnen angewiesenen Posten behaupten müssen. So ist selbst da, wo die Krieger getrennt und zerstreut erscheinen, doch Zusammenhang und Fühlung; und man achtet genau auf das Zeichen zum Angriff wie auf den Ruf zur Sammlung. Uebrigens ist fortwährend Krieg und Gelegenheit zum Kampfe. Aber der Krieg wird geführt, nicht um andern Völkern ihre Eigenart zu nehmen, sondern um ihnen zur Vollkraft des Daseins zu verhelfen und die besten, wertvollsten Güter zu bringen. Man achtet und liebt seine Feinde. Man sucht rechten Frieden mit ihnen, indem man ihnen offen und ehrlich entgegentritt. Man dient ihnen, indem man mit ihnen kämpft, und wenn man sie besiegt hat, dient man ihnen mit zwiefacher Hingebung und Treue. Darum ist im letzten Grunde das Volk doch ein Volk des Friedens, selbst der Streit vermag den Frieden nicht zu verbannen; und alle Waffen sind in eigentümlicher Weise so eingerichtet, daß sie zugleich Werkzeuge des Friedens sind und als solche noch brauchbarer als zum Streit.

Als gemeinsame nationale Aufgabe wurde der Bau eines großen, heiligen Tempels betrachtet. Ich sah den Arbeiten, an denen Alle, Jung und Alt, teilnahmen, mit stillem Staunen zu. Das Fundament war schon vor Zeiten gelegt und versprach ewige Dauer. Das Gerüst erhob sich gen Himmel, und die Mauern standen machtvoll da. Wie geschäftig waren Alle! Die Einen schleppten unglaublich schwere Lasten herzu: auch weibliche und kindliche Gestalten scheuten nicht zurück vor Bürden, die sonst nur männliche Kraft bewältigt. Die Andern bereiteten Steine und Holz durch Glätten, Meißeln, Hobeln, Putzen. Wieder Andre fügten die einzelnen Stücke fest und kunstvoll zusammen. Auch die niedrigste Arbeit wurde geachtet und gern gethan. So wuchs der herrliche Tempel wie von selbst. Aber auch hier waren allerhand Wunder zu schauen. Seltsam wars, daß Niemand sich beschmutzte bei der Arbeit, sondern Jeder um so reiner und sonntäglicher anzusehen war, je mehr er schaffte. Seltsam wars auch, daß man mitten im Arbeiten sich nährte von heiligem Brot und Trank, daß, wer sich matt und krank fühlte, durch Arbeit neue Kräfte sammelte, und wer sich eine Verwundung zuzog, durch die Kraft des bloßen Worts geheilt ward. Auch redete man so, als sei jeder einzelne Arbeiter selbst ein Stein zum Tempelbau; und man hatte eine Weissagung, daß der Tempel, wenn er dereinst vollendet sei, ein geistiger Tempel sein werde, eine lebensvolle Darstellung und Zusammenfassung des ganzen Volkes.

Das Geschäftsleben in dem Lande war überaus rührig und kam nie zum Stillstand; und doch hatte man überall den Eindruck der Sabbathruhe. Eine Börse gab es nicht, und noch weniger kannte man Reklame und unlautern Wettbewerb. Im stillen wurden die größten Summen umgesetzt. Auch die Armen konnten Andre reich machen, und die Bedürftigsten machten zuweilen die allergrößten Geschäfte. Indem man nicht nach dem unmittelbaren Gewinn fragte, wurde man mit Erfolg gesegnet. Durch Geben wurde man nicht arm, sondern reich. Das bloße Wort galt wie ein rechtsverbindlicher Vertrag. Viele große Waren und Güter wurden durch Kleinhandel im ganzen Lande verbreitet. Als Hebel dieses ganzen Verkehrs und Handels nannte man mir Liebe und Wohlthun, Bitte und Dank, Freudigkeit, Vertrauen und Fürbitte.

Auch den Festen des Volkes habe ich zugesehn. Ich hatte sie mir zuerst sehr eintönig und langweilig vorgestellt. Wie erstaunt war ich, als ich sah, wie selbst in ernsten und trauernden Angesichtern das Auge froh und selig blickte, und als ich spürte, wie alle Herzen warm waren von Liebe und voll von echter Freude. Und merkwürdig: der Mittelpunkt ihrer Feste war ein verstorbner Mann, ein hingerichteter Verbrecher. Sie feierten ihn als Kindlein, sie feierten sein Manneswirken, sie feierten seinen Tod. Aber in der festen Ueberzeugung, daß er nicht im Tode geblieben, sondern zu neuem Leben erweckt war, feierten sie vor allem seinen Sieg über den Tod und seine ewige Herrschaft. Denn dieser Mann, aus dessen Lebensfülle sie Gnade um Gnade schöpften, war wiederum — ihr König. So wurden ihnen alle Tage Festtage und jede Stätte eine heilige, gesegnete Stätte, und Jeder ist dort Prediger und Priester. Man sagte mir auch, in diesem Lande wären alle Leute von Gott geboren, also Kinder Gottes, und wenn sie stürben, so gingen sie heim zu ihrem himmlischen Vater. Ich selbst habe mehrfach dort auch an Sterbebetten gestanden, und wenn ich auch Gott selbst nicht gesehen habe, so habe ich doch den Eindruck gehabt, daß es Wahrheit war, was man mir gesagt hatte.

Das Wundersamste war mir, daß ich in jenem Lande auch meinen Vater und meine Mutter antraf und meine Geschwister und viele, viele Freunde, außerdem aber zahlreiche Fremde und auch Menschen, die meine Gegner gewesen waren. Sie waren, ein Jeder für sich oder in Gruppen, auf ihrer Lebensreise auch dahin gekommen. Auch haben wir den König des Landes sehen dürfen. Wir wollten uns eigentlich erst zurückhalten und ihn nur aus der Ferne vorüberziehn lassen. Aber da kam er selbst zu uns heran und grüßte uns huldvoll und sprach uns freundlich an. So hatten wir Alle, je länger wir in diesem Lande weilten, um so mehr das Gefühl: hier ist Geist und Leben, Gottesnähe und Gottesgemeinschaft. Wir fanden dort Heimatsgefühl und wahres Glück. Da haben wir uns dort angesiedelt und wollen dauernd wohnen unter dem Volke Gottes.

W Bornemann

Ein kirchenpolitisch Heimatloser

Deutsch-evangelisch. Von Paul Graue. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff), 1894. 1,50 Mk.

Daß Paul Graues schon vor beinahe vier Jahren erschienene temperamentvolle Schrift bisher in der Christlichen Welt keine Beachtung gefunden hat, beruht rein auf Zufall, ist aber um so mehr zu bedauern, als dies den Schein verstärkt hat, daß ihre kräftigen Worte überhaupt totgeschwiegen werden sollten. Es wäre wenigstens seltsam, wenn der Zufall, der dabei in der Christlichen Welt spielte, gleichzeitig auch in andern Blättern sein Wesen getrieben hätte. Die Vermutung liegt nicht allzu fern, daß die scharfen Hiebe nach rechts und links, besonders im letzten Kapitel über „Konfession, Partei, Gemeinde“ als so ungemütlich empfunden wurden, daß man lieber darüber schwieg. Der Verfasser hatte vielleicht von vornherein das richtige Gefühl, er werde mit seinen Ausführungen „wahrscheinlich bei keiner Partei für voll angesehen werden. Der strammen Orthodoxie wird er viel zu liberal und dem strammen Liberalismus wird er viel zu orthodox sein.“ (84) Erbaulich ist es für den „Positiven“ freilich nicht, wenn er S. 86 liest:

Sie rühmen sich, sie gehörten zu den Positiven. Sie haben keine Gemeinschaft mit den „Freigerichteten,“ wenn diese Freien auch noch so ernst sind. Schämt euch, ihr „Positiven,“ in den Grund eures Herzens hinein, wenn ihr in kaum entschuldbarer Unwissenheit dem kirchlichen Liberalismus vorwerft, er kenne keine Position des Glaubens, er sei weniger positiv wie ihr, da er doch gerade deshalb das Dogma nicht zur Grundlage der Kirche machen will, weil es ihm nicht positiv genug ... erscheint! Nicht nach weniger, sondern nach mehr überzeugender, wirklich erlebbarer Position hungert und dürstet der Christ, dem sich das orthodoxe Dogma nicht mehr als tragfähig erwies sowohl für die eigne Frömmigkeit, als auch für die der vielen Andern, die in Ehrlichkeit des Herzens nicht mehr glauben können, wie sie es in orthodoxen Formen müssen.

Eine Nachwirkung des damals kaum verhallten Apostolikumstreites ist der Vorwurf gegen die Traditionalisten, sie wollten das buchstäblich verstandne Apostolikum zum Fundament der Kirche machen und hätten deshalb den Ruf Jesu: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! in den andern verwandelt: Thut Buße und glaubet an das — Apostolikum! Das ist freilich eine grelle Beleuchtung des Punctum saliens, aber es läßt sich auch schwerlich Etwas dagegen einwenden. Dabei verwahrt sich der Verfasser energisch gegen jede leichtfertige Bekämpfung des Apostolikums:

Ich würde sofort, wenn das Apostolikum brutal von seichten Aufklärern angegriffen wird, mich auf seine Seite stellen und diesen Menschen beweisen, daß selbst der Satz „Niedergefahren zur Hölle,“ über den sie lachen, mehr Tiefsinn und ewige Wahrheit enthält, als die ganze gott-

verlassene Verstandesbildung zusammengenommen, die ihnen zu Kopfe gestiegen ist . . (56)

Ueberhaupt wird nun auch dem Liberalismus, so kräftige Worte der Verfasser gegen alles unevangelische Wesen auf der Rechten findet, Nichts geschenkt. Das ist um so eindrucksvoller, als Graue zweifellos, wenn nun einmal nach „links“ und „rechts“ geschieden werden soll, seiner ganzen Denkrichtung nach zur „Linken“ gehört. Denn er selbst rechnet sich ausdrücklich zur Gefolgschaft Jesu, und „Jesus war liberal; denn er haßte die Formel, den Buchstaben,“ „er war in der Opposition; er war Ketzer, er war Feind des irdisch Bestehenden; das wahrhaft Bestehende war ihm das Himmelreich.“ Aber:

Andrerseits bin ich nicht der Meinung, als ob nur den Orthodoxen das „Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“ zu predigen sei. Ich fühle mich vielmehr zu vielen Orthodoxen, weil sie zugleich Christum lieb haben, unendlich viel mehr hingezogen, als zu all den Liberalen, die nur „liberal“ und weiter nichts sind. Habe ich die Wahl zwischen einem orthodoxen Fanatiker, der seine Orthodoxie nicht nur im Kopfe, sondern auch im Herzen hat und im Leben bethätigt, und zwischen einem liberalen Aufklärer, der im Jahre einmal in die Kirche geht und außerdem noch manchmal seine Frau und seine Töchter hineinschickt, dann ziehe ich selbstverständlich den Erstern vor. Der Erstere will wenigstens Christ sein, und wenn er für Gott eifert mit Unverstand, so eifert er doch für ihn, es ist doch noch ein erquickendes Pathos der Ueberzeugung in ihm vorhanden. Aber der liberale Philister aller Stände eifert weder für die Wahrheit noch gegen die Wahrheit, weder mit Verstand noch mit Unverstand. Er weiß, daß er viel weiß, viel mehr als die Kirche — was soll er sich ihretwegen aufregen? Gesundheit ist das Höchste, und Aufregung geht gegen die Gesundheit. Skat spielen und die Kirche den Pfaffen überlassen, das ist verständig und zeitgemäß. Es giebt eine Eiskälte gegen die Kirche, die in liberalen Kreisen häufiger getroffen wird als in konservativen, obgleich sie auch diesen durchaus nicht fremd ist. (86 f.)

Dies alles sagt indessen noch nicht, was Graue eigentlich will. Es läßt sich kurz wiedergeben: er möchte die Deutschen evangelisch haben und die Evangelischen deutsch. Die Deutschen evangelisch, d. h. er möchte ihr religiöses Denken von allen äußern Autoritäten gelöst sehen und nur an die befreiende Autorität des Evangeliums von Jesus Christus gebunden wissen. Das Volk empfindet das Christentum nicht mehr als reines Evangelium, nicht mehr als eine erfrischende, befreiende, belebende Macht. Dieser ursprüngliche Eindruck muß ihm zurückerobert werden. Das ist im Grunde für Jeden eine Selbstverständlichkeit, der selbst das Evangelium als befreiend erlebt hat. Darum ist es ein sehr einfaches Programm: Zurück zum Evangelium! Aber man muß es sich abgewöhnen, zu sehr auf „Selbstverständlichkeit“ und Einfachheit einer Sache zu bauen. Wo man auf der trefflichen Gleichung Evangelium = Apostolikum sitzt, da begreift man eben nicht, was wir wollen, da es doch so „selbstverständlich“ ist, daß das Evangelium und das Apostolikum kongruent sind! Man sieht kopfschüttelnd von dem behaglichen Sitze jener Gleichung dem Treiben zu und baumelt mit den Beinen, oder greift einmal zur Seite, wo fertige Donnerkeile liegen, und zermalmt ein paar mißliebige Professoren und Pastoren. Beati sedentes! Das wird so lange gehen, bis boshafte Geister dem Lehnstuhl die Hinterbeine durchgesägt haben und die Gleichung und das Gleichgewicht und die Behaglichkeit ein jähes Ende finden.

In den Kreisen unsers Blattes kann Graue mit seiner Parole: Zurück zum schlichten untheologischen Evangelium Jesu! auf ungeteilten Beifall rechnen. Diesem Gedanken hat die Christliche Welt ins Gesicht gesehen, als sie zum erstenmal die Augen aufschlug. Die andre Seite des Programms: Die Evangelischen sollen deutsch werden! ist ein Thema, das uns vielleicht in nächster Zeit unter dem Titel „Germanisirung des Christentums“ noch mehr beschäftigen wird und jedenfalls eine Zukunft hat. So viel ich sehe, erstrebt Graue die Verdeutschung des Christentums auf indirektem, negativem Wege, d. h. durch Beseitigung des griechischen, römischen und semitischen Kolorits, während Bonus, dessen „Deutscher Glaube“ wirklich mehr Beachtung verdient, als ihm bisher geschenkt worden ist, direkter auf dasselbe Ziel losgeht, indem er unverbrauchte Volkskräfte, altdeutsche Naturfrische und deutsche Freude am Urkräftigen, Urwüchsigen vor den Wagen spannt, um ihn aus holperigen Gleisen herauszuholen. Das staucht freilich erheblich; ältere Leute leugnen nicht, daß ihnen dabei etwas ängstlich wird. Es wird gut sein, wenn beide Methoden neben einander auf dasselbe Ziel losarbeiten. Die von Graue empfohlene soll übrigens durch das Epitheton „negativ“ keine Zurücksetzung erfahren. Daß er in diesem Zusammenhang auf Friedrich Langes „Reines Deutschtum“ zu sprechen kommt, das damals (1894) noch in frischer Erinnerung war, liegt nahe genug. Wenn er diese Schrift ohne weiteres ein „schönes Buch“ nennt, so wird er das zu vertreten wissen. So unbedingt könnten wir es nicht. Dadurch identifizirt er sich freilich noch nicht mit den Klagetönen, die nicht lange vor dem Erscheinen seiner Broschüre in der damals noch Langeschen Täglichen Rundschau erklangen über die blonden Germanenkinder, die, von der Schule gezwungen, ihre blauen deutschen Augen über den alten semitischen Geschichten (des Alten Testaments) rot weinten. Was Graue selber über die falsche Gleichstellung des Alten und Neuen Testaments sagt, wird man freilich durchaus unterschreiben müssen.

Scheint es nicht manchmal, als ob die Sagen und Geschichten Israels, die Bücher Mose, Josua, Samuelis, Könige wichtiger wären nicht nur als Propheten und Psalmen, sondern auch als die Geschichten aus apostolischer Zeit, ganz zu schweigen von unsrer vaterländischen Kirchengeschichte, die doch auch für deutsche Kinder schöne Beispiele göttlicher Gnade und gottesfürchtigen Wandels enthält? . . . Jehova, ein Name, den Jesus nie gebraucht, offenbar um ihn abzuschaffen, wird in der Schule und Kirche als offizieller Gottesname weiter verehrt. . . . Und was für direkt bedenkliche Erzählungen stehen im Alten Testament, ohne Tadel erzählt, als ob sie sich von selbst verstünden! Im Zusammenhang damit ist hinzuzufügen, daß auch die Theologie des Paulus, auf die die Reformation zurückgegangen ist, nicht dazu bestimmt scheint, deutsch-evangelisches Wesen für immer in ihre Formen zu bannen. Es ist eine der Schranken der Reformation, daß der rabbinisch gebildete Paulus auf ihre Lehrbildung einen so bedeutenden Einfluß gewonnen hat. Gott verhüte, daß wir einen Paulus verkleinern. . . . Paulus bleibt der große Apostel, der mehr gearbeitet hat, als sie Alle, und dem wir mehr verdanken, als allen Andern. Aber der Glaube des Paulus, der ihn zum Apostel machte, ist nicht gleichbedeutend mit seiner Theologie . . . Wir müssen zurück zu Jesus selbst . . . (52 f.)

Es ist keine leichte Sache, bei der Ablehnung des Semitischen im Christentum die rechten Grenzen genau innezuhalten. Wenn Graue schreibt, man könne doch nur ganz einseitig sagen, Jesus stamme aus dem Judentum; „das, was ihn uns wert macht, stammt nicht aus dem Judentum, sondern aus Gott,“ so verwischt er wohl ein wenig die geschichtliche Eigenart der Offenbarung. Jesus selbst hat doch ein sehr lebhaftes Gefühl für seine Abstammung, und zwar auch für seine religiöse Abstammung aus dem Judentum gehabt. Man fühlt hier zu deutlich die Absicht der Ablehnung des Semitischen durch; bei Jesus Christus löst sich das Ewige vom Vergänglichen eigentlich ganz von selber. Aber der Wunsch, Semitisches abzustoßen, schlägt nun dem Verfasser nicht, wie so manchem Andern, die Brücke zum Antisemitismus. Nur einen Antisemitismus, der Juden und Christen Buße predigt, will er gelten lassen, denn „nicht krumme Nasen, sondern krumme Gesinnungen und Thaten, wo immer sie sich finden, sind verderblich“:

Der Jesuitenorden vertritt ein Prinzip. Will man daher dies Prinzip bekämpfen, dann muß man den ganzen Orden, der mit dem Prinzip solidarisch ist, bekämpfen. Aber das jüdische Volk ist kein Prinzip. Das jüdische Volk ist nicht der Kapitalismus, der Mammonismus, der Materialismus und wie die bösen Ismen alle heißen mögen . . . Sondern Kapitalismus, Radikalismus u. s. w. sind Bazillen, die den ganzen Volksorganismus verderben, nicht nur in jüdischen, sondern auch in deutschen Häusern und Geschäften nisten. (77)

Das öde Geschimpfe auf die Juden, den Ahlwardtismus, die gemeine Judenhetze vergleicht er treffend mit dem Hasse der Juden zur Zeit Jesu gegen die Samariter, „obgleich die Juden an uns mehr gesündigt haben, als die Samariter an den Juden.“

Jesus geißelte den jüdischen Dünkel durch die Gleichnisse vom barmherzigen und dankbaren Samariter. „Das that ein Samariter.“ Heutzutage wird es Pflicht, den Kindern Beispiele edler Juden vorzuführen, damit sie nicht ganz gegen dieses Volk innerlich verrohen. „Das that ein Jude.“

Graue schließt seine Ausführungen über diesen Punkt mit dem beherzigenswerten Satze, daß wir nicht Reinheit der Rasse, sondern Reinheit der Gesinnung zu vertreten haben.

Mit besondrer Wärme tritt er für den Bund christlicher und deutscher Bildung ein. Er will, daß man die Deutung

des Evangeliums mit deutschen Mitteln versuchen dürfe. Auch das ist ein Gedanke, der in dem Leserkreise unsers Blattes auf weitgehendste Sympathie rechnen darf. Aber unser Verfasser sorgt selber unabsichtlich dafür, daß wir uns nicht blindlings in die schönen Augen dieses Bundes christlicher und deutscher Bildung verlieben, wenn er ausruft: „Der Bund des Christentums mit griechischer Philosophie werde das Vorbild für eine Verbindung des Christentums mit deutscher Philosophie!“ Was ist deutsche Philosophie? Graue nennt Kant, Fichte, Lotze, Fechner. Von Hegel schweigt er. Warum? Hegel war doch auch deutscher Philosoph, wenn auch echt hellenischer Intellektualist. Aber wir sind kaum fertig, uns über dem Versuch, das Christentum mit Hegelscher Philosophie zu vermählen, hinter den Ohren zu kratzen. Wo liegt nun das Kriterium für die „deutsche“ Philosophie, der wir den Heiratskonsens geben können? Und der Bund des Christentums mit griechischer Philosophie? Es ist nicht recht verständlich, wie ein Mann, der sonst eine so klare Einsicht in den Charakter des Intellektualismus und seine traurigen Folgen bekundet, den Mut zu solcher Parallele findet. Er weiß, daß „die Gewißheit des Christentums in sich selbst ruht und nicht abhängig ist von philosophischen Beweisführungen.“ Offenbar läßt das persönliche Erlebnis direkter Förderung durch Kant und Lotze den Verfasser das Gefährliche seines Wunsches, der Verbindung des Christentums mit deutscher Philosophie, übersehen. Das Richtige scheint uns in einer andern Aeußerung in demselben Zusammenhang zu liegen, wenn er es als unsre Aufgabe bezeichnet, „die positive Entfaltung des Deutsch-evangelischen für einen Menschen, der das Gute will, so anziehend als möglich zu machen.“ Das ist in der That ein erstrebenswertes Ziel. Das können wir aber nur erreichen, wenn wir nicht aufhören, das Christentum als eine bestimmte Gesinnung darzustellen, die durch ihre Tiefe und Kraft sich von selbst jedem sittlich strebenden Menschen als Wahrheit zu erweisen vermag, auch*) dem Philosophen, wenn er die schlichte Ehrfurcht vor dem Sittlich-Guten besitzt. Nicht einen Bund des Christentums mit deutscher Philosophie erstreben wir, sondern die Möglichkeit einer rein individuellen Personalunion beider. Wenn Graue dies meint, so sind wir einig; aber er ist schuld, wenn uns seine Erinnerung an die Vernunftheirat des Evangeliums und des griechischen Denkens etwas auf die Nerven gefallen ist.

Allein wir sind stark in Gefahr, bei der Besprechung dieser Broschüre zu ausführlich zu werden. Möchte dies als ein Beweis für ihre Reichhaltigkeit angesehen werden. Das eine große Thema Jesus Christus, das auch Graue vor allem am Herzen liegt, haben wir hier noch gar nicht berührt. Was er darüber schreibt, ist überall lesenswert, wenn auch, wie es gerade bei diesem Gegenstande natürlich ist, hie und da der Widerspruch nicht ausbleiben wird. Aber hier ist ehrliche, frische Begeisterung, die immer etwas Ansteckendes hat. Wir empfehlen Graues Schrift insbesondre unsern Nichttheologen; sie werden gewiß mindestens den Eindruck davon haben, daß „nicht notwendig alles veraltet zu sein braucht, was christliche Theologen denken und schreiben.“ Paul Jaeger

---

Die neue Agende

Si duo faciunt idem non est idem.**)

In einem Duodezländchen — der Name ist uns augenblicklich entfallen — war eine neue Agende eingeführt worden. Es war ein treffliches Werk, in gutem Geiste gehalten, also streng kirchlich positiv, was ja bekanntlich das Modernste ist. Kurz darauf fand sich die Geistlichkeit des Landes zu einer der jährlichen Synoden zusammen. Man hatte eben einen Vortrag angehört und sich über die Thesen ausgesprochen und war nun beschäftigt, am Buffet auch den leiblichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. An einem Tischchen bildete sich in dieser Frühstückspause eine kleine Gruppe, deren Gespräch wir zu belauschen Gelegenheit hatten.

A. Haben Sie schon gehört, meine Herrn, daß bei dem Amtsbruder X in K bei Einführung der neuen Agende völlige Revolution gewesen ist? Die Bauern haben gedroht, vom Gottesdienst wegzubleiben, wenn die Agende nicht wegkommt.

B. Natürlich. Dieses K ist auch ein richtiges Sektirernest. Der liebe Amtsbruder dort muß es recht schwer haben. Ueberhaupt, kaum hat man glücklich eine positive Agende durch alle liberalen Gegenagitationen hindurch gerettet, so fängt dieses Sektirervolk auch an, dagegen zu wüten. Man sieht eben, das treue Bekenntnis hats in aller Welt am schwersten und wird mißverstanden von allen Seiten.

A. Sagen Sie bitte, Herr Amtsbruder, ists eigentlich wahr, daß unsre bedeutendsten Liturgen mehr wie zehn Jahre an der neuen Agende gearbeitet haben?

B. Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Seit zehn Jahren hat nur die Kommission der gewiegtesten Liturgen, die damit Allerhöchst beauftragt war, gearbeitet und hat in der Zeit eine ganze Reihe von Entwürfen gezeitigt, die immer aufs neue durchgearbeitet werden mußten. Denn das Beste hielt man für die Kirche gerade für gut genug. Aber das Material für diese Kommissionsarbeiten ist seit wenigstens fünfundzwanzig Jahren auf Synoden und Konferenzen von den positivsten und kenntnisreichsten Geistlichen zusammengetragen worden, sodaß die Kommission nur aus dem Trefflichen das Trefflichste auszuwählen hatte.

A. Merkwürdig. Dann muß doch Liturgik ein ungemein schwieriges Gebiet sein, wenn zehn Jahre nötig waren, um — nun, gerade diese Agende zusammenzustellen.

B. Ist es auch! Und neben Kenntnissen gehört eine große Weisheit und liturgisches Taktgefühl dazu; und doch ist es nicht gelungen, allen Schwierigkeiten zu begegnen, wie die Vorgänge in K beweisen. Wirklich ein schwieriges, aber auch schönes Gebiet!

C. Mir scheint, ein recht überflüssiges Gebiet. Ich verstehe zwar wenig davon, aber mir wars immer psychologisch rätselhaft, wie ein vernünftiger Mensch sich für solche Fragen überhaupt interessiren mag. Ich kann mich für Formen der Natur, der Grammatik, der Kunst interessiren, da offenbart sich doch überall ein gewisses Leben: aber für liturgische Formen — das ist mir unbegreiflich. Was ist Liturgie? Zu Formen erstarrtes Christentum, das irgend einmal eingefroren ist und nun in gefrornem Zustande konservirt wird. Liturgische Formen sind die Leichensteine unmittelbaren Lebens, kirchlicher Tod. Wer diesen zehn Jahre bebrüten kann in einem fünfundzwanzig Jahre alten Neste — sagen Sie selbst: wie mag es in dessen Innerm aussehen?

A. Dessen Inneres wird jedenfalls in gefrornem Zustande konservirt, weil man wahrscheinlich wünscht, es vor Fäulnis zu bewahren. Am Ende sind darum auch liturgische Fragen Lebensfragen für die Kirche, Selbsterhaltungsfragen!

B. Aber, meine Herren! Das nennt sich nun positiv und ist so ungefähr der Standpunkt der Bauern von K. Erlauben Sie mir eine Frage. Sie waren bei dem Magistratsempfang unsers Allergnädigsten Landesherrn?

A. Ja, aber bitte freundlichst nicht abzulenken.

B. Im Gegenteil. Haben Sie den dicken Bürgermeister des Städtchens T gesehen mit dem vorsündflutlichen Frack und den hellen Schweißtropfen der Angst auf dem Gesichte? Offenbar fürchtete der Unglückliche, einen fau pas zu machen, bemerkte aber nicht, daß er in Person ein fau pas war. Sehen Sie, da haben Sie den Wert der Liturgie handgreiflich. Bürgermeister von T fühlte sich unbehaglich, weil er sich nicht in das Hofzeremoniell finden konnte. Er wußte sich nicht zu benehmen und wäre darum besser zu Hause geblieben. Bei Hofe muß man das Zeremoniell kennen, um sich auf dem Niveau zu fühlen, in der Gesellschaft die allgemein angenommnen Formen, in der Kirche die kirchlichen Formen. Liturgik ist die kirchliche Etikette, die hier ebenso nötig ist wie überall in der menschlichen Gesellschaft.

C. Vortrefflich. Ich glaube nun gewiß, daß ein Gardeleutnant sich sehr lebhaft interessirt für Ranglisten, Verbeugungstiefen und ähnliches Hofschranzenwesen. Ich will auch zugeben, daß eine Priesterschaft vor Götzen- oder Heiligenbildern ein liturgisches Zeremoniell ausarbeiten mag, denn vor dem leeren

*) Dieses „auch“ hat seine Begründung in Matth. 11, 25. D V

**) Wenn Zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe. D H

Götzen geht natürlich Alles auf im Formenwesen. Aber gerade deshalb möchte ich die evangelische Kirche davor bewahrt sehen. Ich habe irgendwo einmal einen Spruch gelesen, in dem die Rede war von Geist und Wahrheit, und gerade vom Standpunkte solcher Anbetung aus begreife ich die Liturgik nicht. Jener Spruch war, wenn ich nicht irre, in Bezug auf den Gottesdienst in Jerusalem und Samaria gesagt. Beide verkörperten gleichsam zwei Agenden, eine ältere und eine neuere. Welche ist wohl die vorzüglichere? Sie sind beide Form und darum meistens Unwahrheit: Jesus verlangt Geist und Wahrheit. Aber wie kann man anbeten wollen im Geiste und in der Wahrheit und dabei imstande sein, zehn Jahre Entwürfe zu kirchlichem Zeremoniell auszuarbeiten?

B. Glauben Sie denn, daß geistliche Anstandsregeln hinderlich sind für eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit?

C. Hinderlich an sich nicht, aber so unglaublich nebensächlich, daß es mir im höchsten Grade bedenklich erscheint, wenn man in kirchlichen Kreisen auf solche Nebendinge den Wert legt, den man ihnen thatsächlich beimißt.

B. Aber, lieber Amtsbruder, freuen Sie sich doch vielmehr, daß wir endlich die alte, rationalistisch dürre Agende los sind.

A. Erlauben Sie mir bitte auch eine Frage: Haben Sie die alte Agende für ein Hindernis einer rechten Anbetung gehalten?

B. Auch das nicht. Aber ich bin froh, daß uns jetzt durch die Kirchenbehörde reichere und vollere Formen geboten werden.

A. Ich muß gestehen, ich sehe die alte rationalistische Agende ungern scheiden. Sie sagte nach keiner Richtung hin Bindendes und war gerade damit befähigt, Unterlage für eine geistvollere Auffassung und gottesdienstliches Benehmen zu werden. Die alten Formen forderten geradezu auf, daß der Prediger ergänzte je nach Gaben und Umständen. In meiner Gemeinde war unter der alten Agende mehr, als jetzt nach der etwas rigoristischen Einführung der neuen übrig bleibt.

B. Gerade das wollte und mußte man vermeiden. Ich glaube, daß Sie Besseres bieten konnten, als Sie heute haben; aber bedenken Sie, nicht Alle können das, und auch wenn sie es könnten, würde allmählich eine Buntscheckigkeit des Kultus entstehen, der kirchlich unerträglich wäre. Bedenken Sie doch, dem Subjektivismus wäre Thor und Thür geöffnet, wenn jeder Geistliche nach seiner Façon handeln wollte! Gerade das imponirt mir an der römischen Kirche, daß jeder einfache Mann, der hineintritt, mag ers nun in Berlin oder Rom oder Paris thun, auf dem Lande oder in der Stadt, überall den gleichen Gottesdienst findet, überall die gleichen Formen, die gleiche Kirche.

C. Die gleiche Erstarrung, vergessen Sie hinzuzufügen. Jetzt frage ich nun: Was in aller Welt kann das für ein kirchenschädigendes Unglück sein, wenn der Gottesdienst der evangelischen Kirche, wie Sie sagen, buntscheckig, oder wie ich richtiger sagen möchte, mannichfaltig wird. In der Mannichfaltigkeit offenbart sich Geist und Wahrheit, und wo im Geiste und in der Wahrheit Gott gedient wird, da werden sich tausendfache Formen finden, es zum Ausdruck zu bringen.

B. Aber Sie vergessen, daß die Liturgie doch mehr ist als bloße Form. Ich möchte sagen, die Liturgie ist die dem Volke plastisch vorgeführte Kirchenlehre. Wie die Kirche sich benimmt in ihren Gottesdiensten durch Geberden, so lehrt sie ihre Jugend und ihre Erwachsenen durch Worte. Wenn Sie liturgische Formen in willkürlicher Mannichfaltigkeit gestatten, so gestatten Sie damit auch die mannichfaltigste subjektive Lehre, und damit lösen Sie gerade die Kirche auf. Einheitlichkeit der Liturgie ist Einheitlichkeit der Lehre, und ohne diese kann keine Kirche bestehen.

C. Ich muß allerdings gestehen, daß mir immer noch unendlich viel mehr liegt an der Erkenntnis und Anbetung Gottes, an dem Siege seiner Sache auf Erden, als an der Lehrunisormirung irgend einer Kirche; und wenn heute ein außerkirchlicher Johannes der Täufer himmlisch beglaubigt auftreten wollte und alle Pharisäer und Schriftgelehrten mit ihrem ganzen Fonds von Ritus und Dogmatik als Otterngezüchte und Schlangenbrut behandeln und an Stelle dessen das Reich Gottes setzen wollte, so wäre ich sein erster Jünger. Ich meine, uns Lutheranern müßte das verständlich sein. Luther brachte Leben aus Gott der ganzen Klerisei und allen ihren agendarischen Künsten zum Trotze. Wollen wir nun eine lutherische Kirchenerstarrung an Stelle der römischen setzen, wodurch unterscheiden wir uns wesentlich von Rom? Zwei feindliche Brüder, aber Eine Familie, Ein Blut, Eine Art. Wenn wirklich, wie Sie sagen, Einheitlichkeit der Liturgie, Einheitlichkeit der Lehre bedeutet, was ich im Hinblick auf andre lutherische Landeskirchen überhaupt noch nicht glaube, dann verlieren wir meines Erachtens gerade unser Eigenartiges, das Lutherische. Mir scheint übrigens, wir haben es schon verloren, als wir uns in die lutherischen Kirchensymbole hineinzwängen ließen.

B. Das genügt, Sie Ketzer. Dann brauchen wir allerdings über die neue Agende nicht mehr zu reden. Aber nun bitte, sagen Sie mir: Warum haben Sie dann die neue Agende bei sich eingeführt?

C. Sehr einfach. Ich mußte. Sollte ich um einer dürftigen Agende willen gar eine Separation arrangiren, daß wir nun etwa in unserm Dörfchen eine evangelisch-lutherische Kirche mit Agende und eine Gegenkirche ohne Agende hätten, und man mir einen staatskirchlichen agendarischen Pfarrer noch mit hineinsetzte? Gerade das lohnt mir nicht. Sie sehen doch, mir gilt die Agende überhaupt nichts. Warum soll ich ihr also diesen angegebnen praktischen Wert beilegen, den Frieden einer Kirchgemeinde und meiner selbst aufs Spiel zu setzen? Sie enthält ja schließlich gerade nichts, was ich nicht allenfalls unterschreiben könnte. Da man sie also gewaltsam einführt, so versuche ich trotz der schwülstigen Anreden, die ich gelegentlich verlesen muß, trotz der ellenlangen Gebete, die sie vorwenden, trotz der Fülle erstarrter Formen auch in dieser Zwangsjacke noch Gott zu dienen und seine Wahrheit zu offenbaren, ebenso wie meine Bauern trotz der Unbilden der Witterung ihre Feldarbeit zu verrichten suchen, so gut oder schlecht es eben gehen mag. Aber mein ganzes Innere sträubt sich dagegen. Meines Erachtens müßte ein Gottesdienst vollständig erwachsen aus den Eindrücken und dem Vermögen, das jederzeit Gott darreicht, nicht nach festen Formen, sondern nach spontanem Empfangen. Es würde ein gegenseitiges Verstehen von Hirte und Herde sein und das unsichtbare Einwirken des lebendigen Gottes offenbaren, aber nicht ein verabredetes, gewaltsam polizeilich eingeführtes Reglement und Zeremoniell.

B. Sie reden in Zungen, lieber Freund. Wenn ich Sie recht verstehe, müßte also jedesmal bei Ihnen selbst eine andre gottesdienstliche Form zur Erscheinung kommen und ebenso bei Jedem von uns. Und Sie glauben, daß Sie damit Jemandem Nutzen schaffen. — Haben Sie gehört, was in K passirt ist? Dort hat die einzige neue Agendenform beinahe Revolution angerichtet. Wenn nun das, was so gründlich und gut vorbereitet war, solchen Anstoß erregt, wie vielmehr erst Ihr jederzeit willkürlich Gebotnes! Erschien doch dort schon das Eine Ungewohnte den Bauern als das Ungöttliche und belastete die Gewissen.

C. Ganz einfach, weil sie nicht denken. Sie sind ja zur Gedanken- und Verständnislosigkeit systematisch von der Kirche erzogen worden, und das Ungewohnte muß naturgemäß als das Ungöttliche erscheinen. Sie sind eigentlich dressirt, nicht erzogen. Das gerade sind die bittern Früchte Eurer Agendenwütigkeit. Das gehört zu den toten Werken, von denen, wie Hebr. 9 sagt, unsre Gewissen gereinigt werden sollen zu dienen dem lebendigen Gott. Sehen Sie. Am meisten Liturgie haben die Katholischen. Darum denkt das katholische Volk am wenigsten. Man sieht es den Leuten schon äußerlich an. Es giebt schon gewisse katholische Gesichter, die den liturgischen Stempel tragen. Bei uns ist wenigstens die Predigt noch ein kleines Gegengewicht gegen die tote Agendenform. Darum ist der evangelische Christ auch intelligenter. Er denkt mehr, und das zeigt sich in allen Gebieten, in der Wissenschaft, in der Kultur, Politik, überall. Er ist trotz der Liturgie zum Denken erzogen. Die hellsten Köpfe würde man ohne Zweifel unter den Sektirern finden, wenn bei ihnen nicht durch den dummen Sekteneigensinn Vieles paralysirt würde. Der Eigensinn wirkt im Subjekt ebenso verfinsternd und tötend wie bei den Kirchen die Liturgie, und die Sekten

ersetzen unbewußt die Liturgie durch irgend einen Eigensinn, an dem sie gerade zur Sekte werden. Bei den Einen ist der Eigensinn eschatologisch gefärbt, bei den Andern sakramental, bei den Dritten dogmatisch, aber das Holz ist Eines, nur der Anstrich ist verschieden.

A. Halt, lieber Bruder. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Erlauben Sie mir, Ihnen diesen Spruch zu nennen, denn er ist ein Bekenntnis. Ich habe einmal gerade so gedacht wie Sie, aber ich denke heute anders. In Ihrer Auseinandersetzung liegt eine unglaublich schwache Partie. Was Sie da sagen von gegenseitigem Verständnis zwischen Prediger und Gemeinde, ja zwischen Gott und Christengemeinde, sind einstweilen Phantasien. Ich kenne Ihre Gemeinde genügend, um zu wissen, daß es Ihnen niemals gelingen wird, den geistlichen Stumpfsinn zu durchbrechen und einen gemeinsamen Boden vernünftiger Erbauung zu finden, und Sie wissen ebenso gut, daß die meinige auch im tiefsten Kirchenschlafe ruht. Bruder B wird das Gleiche bezeugen. Aber meine Gemeinde kennt mich als ruhigen und in ihren Augen vernünftigen Mann. Also ließ sie sich durch mich die neue Agende gefallen, wie sie sich überhaupt Alles gefallen läßt, was kein Geld kostet. Ich bin beinahe überzeugt, daß die Mehrzahl das Neue kaum bemerkt hätte, wenn ichs nicht abgekündigt hätte; und hätte ich diese Mitteilung in die Predigt verflochten, so hätten sie es auch nicht bemerkt und beachtet, weil sie das für einen Predigtbestandteil gehalten hätten. Nun sehen Sie, Sie sagen vielleicht, dieser Zustand ist liturgisch anerzogen und angepredigt. Mag sein, aber er besteht und besteht, wie ich aktenmäßig nachweisen kann, seit etwa hundert Jahren. Weiter hinauf reichen meine Studien und Akten nicht. Und er besteht, ohne daß ich weder durch Predigt, noch durch Konfirmandenunterricht, noch durch Schulaufsicht oder irgendwelche Unterweisung und Veranstaltung ihn abschaffen kann. Auch alle meine Vorgänger haben es mit aller gläubigen Predigt nicht vermocht. Ich glaube auch, hier würde weder ein Frauen-, noch Männer-, noch Jünglings-, noch Jungfrauen-, noch Näh-, noch Missions-, noch Armenverein, und wie die Mittelchen alle heißen, Abhilfe schaffen. Bei Ihnen wirds ähnlich stehen, und ebenso bei Ihnen, lieber B. Nun frage ich Sie: wie wollen Sie da einen Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit einrichten? Ueber die Agende räsonniren ist leicht, aber einstweilen sage ich aufrichtig: Ich freue mich, daß ich eine habe. Die alte rationalistische war mir ja lieber als das neue schwülstige Machwerk, weil ich in jenen Bahnen mehr Freiheit hatte, und weil in jene menschliche Dürftigkeit auch von Gott aus mehr hineingelegt werden konnte als in die neuen dogmatisch abgezirkelten und kirchlich reglementirten Formeln. Die Liturgie ist nicht, wie Sie zu glauben scheinen, ein langsamer geistlicher Massenmord, sondern im Grunde ein tiefes Armutszeugnis der Kirche, das Geständnis: das eigentliche Leben aus Gott, wie Sie es so deutlich empfinden, haben wir nicht, darum bewegen wir uns in einem gewissen geistlichen Zeremoniell, das uralt ist und den Zeiten nahe steht, wo Geist und Leben in voller ursprünglicher Frische fluteten. Geradeso ist auch das Hofzeremoniell ein Armutszeugnis. Man kann sich nicht frei vor vornehmen Leuten bewegen, indem man dabei vernünftig bleibt, also zwängt man sich in Formen, hinter denen man seine Unbeholfenheit verstecken kann. Die Kirche hätte meines Erachtens nur die Pflicht, sich auf Schritt und Tritt dieser Armut bewußt zu werden und wirklich in tiefer Demut sich in den dürftigen Formen als vor Gottes Augen zu bewegen. Wenn sie sich in solche Dinge verliebt und einen Wert darauf legt, werden natürlich geistliche Faxen daraus, die in der Kirche weit widerwärtiger sind als bei Hofe.

Wenn ich mir nun so mit innerster Nüchternheit des geistlichen Todes meiner Gemeinde, und ich darf wohl sagen, meiner Zeit, bewußt werde, so glaube ich nicht, daß das das Letzte ist, sondern so wahr ein lebendiger Gott ist, muß auch dieser Stumpfsinn sich wenden und in die alten Formen neues Leben kommen, das sich neue Formen und neuen Ausdruck von selbst schafft. Gerade in dieser Hoffnung wird es mir unendlich leicht, alle vorgeschriebnen Aeußerlichkeiten mitzumachen; nicht mit Widerstreben, sondern mit einem gewissen geistlichen Humor bewege ich mich in den agendarischen Formen. Denn unser liturgisches und kirchliches Thun geschieht in Hoffnung auf das Thun dessen, der da ist und der da war und der da kommt; der auch wieder Zeiten der Buße und des Lebens schenken und mit seiner Herrlichkeit voll machen will aller Welt Enden. Neue Agenden sind Pflästerchen, neues Leben ist Heilung.

B. Wie mißverständlich reden Sie doch, lieber Amtsbruder. Das klingt alles so sektirerisch. Und ist solcher Geist unter den Positiven, wie mags da erst am dürren Holze aussehen!

A. Lieber Bruder, wollen Sie nicht freundlichst Ihre Schlagwörter in die Scheide stecken? Merken Sie denn noch nicht, daß man mit solchen veralteten Begriffen wie „positiv" und „negativ" nicht mehr kommen darf, ohne sich zu blamiren? Heute handelt sichs darum, aus der Wahrheit zu sein oder nicht. Kinder der Wahrheit giebts unter den Positiven und Negativen, und Parteifanatiker giebts ebenso rechts und links. Die aus der Wahrheit sind, werden das Reich Gottes sehen, die Andern werdens nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht vernehmen, ob sie es schon hören! —

In diesem Augenblicke trat der Generalsuperintendent zu der Gruppe. Die Amtsbrüder erhoben sich. Ein freundlicher, wortreicher Greis, sein frisches Gesicht von langen weißen Locken wie von einem Heiligenscheine umrahmt; der lange Kirchendienst hatte ein ewiges, sanftes Lächeln in seine Züge geprägt, das für eine nicht üble Imitation von Verklärung gelten konnte. Meine Herren, begann der hochwürdige Herr, freut mich ungemein, Sie zusammen zu treffen. Ich halte in der Pause unter den Herren eine private Umfrage, ob die neue Agende schon eingeführt ist. Das ist sie doch bei Ihnen allen?

A. B. C. Jawohl, Herr Generalsuperintendent.

Es haben sich doch bei Ihnen die empörenden und ganz unbegreiflichen Vorgänge von K nicht wiederholt?

A. B. C. Durchaus nicht, Hochwürden.

Freut mich, freut mich aufrichtig, freut mich wirklich herzlich. Ihre Gemeinden sind allerdings auch als vortreffliche weithin bekannt, auch im Konsistorium als Muster echter Kirchlichkeit anerkannt. Und es wird auch reicher Segen auf der neuen Agende ruhen, auch für Sie, meine Herren, und Ihren Gemeinden wird sie reichen Segen bringen, und ich werde die Freude und Ehre haben, Sr. Hoheit, unserm allergnädigsten Landesherrn, günstigen Bericht zu erstatten. y

---

Hypnotismus und Verbrechertum

Psychologische Studie aus der Lehre von der Suggestion

1

In Nr. 36 und 37 der Christlichen Welt v. J. versuchte ich in kurzer Besprechung der beiden Romane „Trilby" und „Jean Mornas" die Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Erscheinungen des Hypnotismus zu lenken. Ich betonte, daß in diesen beiden Romanen neben einer Reihe von Punkten, die vor der wissenschaftlichen Kritik hinsichtlich ihrer Möglichkeit nicht standhalten könnten, doch der Grundgedanke keinen Anlaß zu energischer Zurückweisung gäbe, vielmehr zu ernstem Nachdenken im Hinblick auf die praktische Bedeutung der hypnotischen Erscheinungen anrege.

Es handelt sich um die Frage des Verhältnisses von Hypnotismus und Verbrechertum. In beiden Romanen sahen wir durch Hypnotismus Verbrechen zustande kommen. In Du Mouriers „Trilby" benutzte ein Zigeuner seine Fähigkeit zu hypnotisiren, um ein Mädchen völlig in seine Gewalt zu bringen, und ist auf diese Weise als Verbrecher anzusehen, in Claretiés „Jean Mornas" läßt ein hypnotisirender junger Arzt, um sich Reichtum zu verschaffen, ein junges Mädchen seine verbrecherischen Pläne ausführen, ohne daß dieses die Macht hätte, sich gegen die Suggestion des Arztes zu wehren. — Die Frage des Verhältnisses von Hypnotismus und Verbrechertum ist praktisch von großer Bedeutung. Sie ist von Wichtigkeit für die Frage der moralischen Verantwortung des Einzel-

individuums, sie wirft ein Licht auf die Theorien vom freien Willen. Wir dürfen die Wirkungen des Hypnotismus auf die moralische Selbstbestimmung der Einzelperson nicht stillschweigend übergehen, wie wir an Lombrosos Beschreibung vom „gebornen Verbrecher" (delinquente nato)*) nicht ohne ernste Erwägungen vorübergehen, wenn auch späterhin eine genaue Prüfung ergiebt, daß die thatsächlichen Verhältnisse nicht völlig zur Theorie passen und eine bedeutende Milderung dieser verlangen.

2

Bevor ich in die Frage des Verhältnisses von Hypnotismus und Verbrechertum eintrete, muß ich zur Erklärung einige Bemerkungen über posthypnotische Suggestion und Suggestion im Wachen vorausschicken. Unter posthypnotischer Suggestion versteht man die Uebertragung des Willens auf eine zweite Person in der Hypnose, die zur Ausführung eines Befehls nach dem Erwachen aus der Hypnose führt. Man ist imstande, bei hypnotisirten Personen Handlungen und Halluzinationen hervorzurufen, die erst mehrere Tage oder selbst Wochen nach dem Erwachen zur Ausführung kommen, denen sie sich nicht entziehen können, und über deren Herkunft sie sich keine Rechenschaft geben können. So ist es möglich, Personen durch posthypnotische Suggestion zu einem Diebstahl zu veranlassen, wie es im Romane „Jean Mornas" der junge Arzt mit Lucie vollbringt. Ich erzählte in der Besprechung der beiden hypnotischen Romane von dem angestellten Experimente, das Stethoskop aus meiner Tasche stehlen zu lassen. Bernheim geht noch weiter. Er hat mit Erfolg versucht, „rückwirkende Halluzinationen" zu erzeugen. Man kann den Medien einreden, daß sie zu einer gewissen Zeit dies oder jenes gesehen oder gethan haben, und die Vorstellung, die man so in ihrem Gehirne schafft, wird für sie zu einer lebenswahren Erinnerung, von der sie sich beherrschen lassen, und die sie für unbestreitbare Gewißheit halten.

Soviel von der sogenannten „posthypnotischen Suggestion." Es giebt aber auch eine Suggestion im Wachen, durch die man manche hypnotisirbare Person den mannichfaltigsten Sinnestäuschungen und Halluzinationen unterwerfen kann, ohne daß eine neue Hypnotisirung erforderlich ist. Bernheim erklärt, daß solche Personen ebenso rückwirkende Halluzinationen annehmen, und man kann so mit einer erschreckenden Leichtigkeit durch einfache Behauptung bei manchen Personen die Phänomene künstlich erzeugen, die unter pathologischen Verhältnissen Wahnsinnige zeigen, die sich einbilden, bei einem gewissen Ereignis dabei gewesen zu sein, eine bestimmte Handlung, einen Mord oder Diebstahl begangen zu haben, und alle Details des Verbrechens schildern, dessen Helden oder Zuschauer sie gewesen sein wollen.

Einem seiner Somnambulen, Sch, sagte Bernheim: „Sie haben in dieser Nacht meinen Assistenten Dr. G neben ihrem Bette stehend gesehen. Er war unwohl, mußte sich übergeben, Sie haben ihm sogar Ihr Taschentuch geliehen, um sich abzuwischen." Er glaubte fest und steif daran, daß dies geschehen war. Als er eine Stunde später Dr. G begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe Sie diese Nacht gesehen; Sie waren recht elend." — „Wie können Sie mich gesehen haben? Ich war ja gar nicht im Spital." — „Ganz gewiß habe ich Sie gesehen; es war fünf Minuten nach vier Uhr; Sie waren unwohl, aber Sie können ja nichts dafür, Sie hatten sich den Magen verdorben."

Ein anderes mal sagt ihm Professor Bernheim: „Sie haben heute früh das Krankenzimmer verlassen und sind an der Kapelle vorbeigegangen. Sie haben zufällig durchs Schlüsselloch geblickt und gesehn, wie zwei Männer sich darin rauften u. s. w." Er hatte es gesehen; als Bernheim ihn tags darauf in sein Zimmer rufen ließ, um vor einer Person, die sich als Polizeikommissar gerirte, eine Aussage abzulegen, erzählte er diese Begebenheit und gab eine Personalbeschreibung der beiden Arbeiter. Dem einen war dabei der Arm gebrochen worden; er hatte gesehen, wie er auf einer Tragbahre in den Operationssaal gebracht wurde; es war der, der die Rauferei begonnen hatte. Er erklärte sich bereit, vor Gericht seine Aussage zu wiederholen und den Eid darauf zu leisten. Der angebliche Kommissar legte ihm in Bernheims Abwesenheit nahe, es könnte vielleicht nur eine Sinnestäuschung, eine von Bernheim suggerirte Vorstellung sein; darüber geriet er in Aerger und vertrat energisch, daß er es gesehen habe und nur sage, was er gesehen habe. Bernheim fügt hinzu, daß dieser Mann im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten ist; er hat eine durchaus ehrbare Vorgeschichte und dient jetzt als Aushilfswärter an Bernheims Nervenklinik in Nancy.

*) Lombroso, Der Verbrecher, deutsch von Fränkel, 1887. — Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers, 1893. — Bär, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung, 1893.

Aehnliche Versuche machte Professor Liégois in Nancy und erzielte gleiche Ergebnisse.

Bei der Besprechung dieser Thatsachen erinnert Bernheim in seinem Buche „Suggestion" an den bekannten Tisza=Eslar=Prozeß, der vor einigen Jahren außerordentliches Aufsehen machte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, reformirten Bekenntnisses, verschwindet plötzlich. In dem betreffenden ungarischen Dorfe sind neunzehn jüdische Familien ansässig. Dies gab offenbar den Anlaß dazu, daß das Gerücht laut wurde, das junge Mädchen sei ein Opfer des jüdischen Fanatismus geworden, es sei hingeschlachtet worden, um bei der Bereitung der ungesäuerten Osterbrote sein Blut herzugeben. Einige Tage später wird aus der Theiß die Leiche eines jungen Mädchens gezogen, die von sechs Personen als die des verschwundnen Mädchens agnoszirt wird. Die Mutter des Mädchens aber stellt die Identität der Leiche mit ihrer verschwundnen Tochter in Abrede. Der Verdacht von der ruchlosen Hinschlachtung des Mädchens durch die Juden verstärkt sich immer mehr. Der Tempeldiener läßt nun einen Knaben vorladen, und dieser legt vor einem Beamten, der in der Leitung von Untersuchungen große Uebung hat, ein umfassendes Geständnis ab. Sein Vater habe das Mädchen an sich gelockt und dann den Juden überliefert. Er — Moritz — habe auf einen Schrei hin, der aus dem Tempel an sein Ohr gedrungen sei, durch das Schlüsselloch der Tempelthüre geguckt und das Mädchen auf der Erde liegen gesehen. Der Schlächter habe ihr das Blut vom Halse gezapft und in zwei Schüsseln aufgefangen.

Der Knabe hielt, drei Monate von den Seinen getrennt, seine Angaben auch vor dem Gerichtshofe aufrecht. Nichts konnte ihn in seinem Glauben erschüttern, immer wieder behauptete er fest, die Sache so gesehen zu haben, wie er gesagt hätte. Endlich hat indes doch die Gerechtigkeit den Sieg davongetragen, die Freunde Ungarns und der Zivilisation atmeten erleichtert auf, fügt Bernheim hinzu.

Die Frage ist bei aller Achtung vor der Entscheidung des Gerichtshofes doch nicht völlig geklärt. Psychologisch ist die Aussage des Kindes durchaus unverständlich. Man bedenke, daß der Knabe durch seine Aussage seinen Vater, ja die ganze Judengemeinde im höchsten Grade belastete. Es würde eine Verderbtheit bei einem Knaben, der sonst von seiner moralischen Verworfenheit keinerlei Zeichen gegeben hatte, darthun, von der man sich kaum einen Begriff zu machen imstande ist. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man sein Augenmerk richtet auf die Möglichkeit einer vorhandnen, im Gehirne des Knaben entstandnen Suggestion. Bernheim präzisirt die Sache so: „Das Kind wird vor den Untersuchungsrichter geführt; verschüchtert, in armselig gedrückten Verhältnissen aufgewachsen, steht es zitternd vor der hohen Persönlichkeit, in der sich die Macht und das Recht verkörpern. Dann wird es vor den Sicherheitskommissar geführt, und das arme, haltlose, vereinsamte Wesen läßt sich von ihm überwältigen; es hört ihn im Tone der Ueberzeugung erzählen, daß die Juden eine verfluchte Rasse sind, der es als frommes Werk gilt, Christenblut zu vergießen, die mit diesem Blute den Teig zu ihrem ungesäuerten Osterbrot befeuchten. Esther ist nicht der erste Fall dieser Art; in glühenden zuversichtlichen Worten schildert ihm der Mann alle Einzelheiten des Herganges bei frühern solchen Morden. Die Phantasie des armen, nervösen und vom Schrecke gebannten Kindes wird mächtig angeregt; es reißt die Augen auf, es ist ganz Ohr,

seine Vernunft erlahmt in der Erregung. Die Worte des Mannes machen einen tiefen Eindruck auf sein schwaches Gemüt, und dieser Eindruck, immer mehr verstärkt, setzt sich allmählich in Sinnesempfindung um. Unter dem Einflusse dieser überwältigenden Suggestion arbeitet sich das arme hypnotisirte Gehirn den ganzen Vorgang aus, den ihm der Beamte geschildert; nun fehlt nichts mehr; das arme Kind sieht das Opfer am Boden liegen, von drei Personen gehalten, sieht den Schlächter sein Messer in den Hals des Opfers senken und das Blut ausströmen. Das Kind hat das alles gesehen, die rückwirkende Halluzination, wie man sie im tiefen Schlafe experimentell erzeugen kann, ist entwickelt, und die Erinnerung an das Truggebilde so lebhaft, daß das Kind sich ihrer Herrschaft nicht mehr entziehen kann. Wie eine vom Dichter mit kräftigen Strichen gezeichnete dramatische Szene setzt sich die Suggestion in der Phantasie fest mit aller Schärfe des wirklich Erlebten.

„Ich weiß nicht, ob diese Hypothese die richtige ist. Aber schon die Thatsache, daß der Knabe unter der geschickten Bearbeitung seiner Anstifter sich so rasch bekehren ließ, scheint ein für Suggestionen empfängliches Gehirn bei ihm zu verraten. Ein psychologisches Studium dieses Zeugen durch eine Kommission von Aerzten, die mit diesen Verhältnissen vertraut sind, hätte gewiß gestattet, die Suggestionsfähigkeit seines Gehirnes zu ermessen, hätte festgestellt, ob er hypnotisirbar ist, und hätte vielleicht die Wahrheit zu Tage gefördert."

Aehnliche Beispiele einer hochgradigen Suggestionsfähigkeit sind massenhaft beobachtet worden. Man wird den Einwand erheben können, daß derartige Personen nichts Andres als gemeine Schwindler seien, die lediglich auf Grund einer berechneten Täuschung ihre Aussagen machten. Gewiß, eine feste Bürgschaft wird man so leicht nicht leisten können dafür, daß die betreffende Person nichts Andres als einen raffinirten Schwindel inszenirt hat. Indes sind doch die Beobachtungen, die man sowohl von medizinischer wie von juristischer Seite gemacht hat, derart, daß bei einer Reihe von Fällen beabsichtigter Schwindel ausgeschlossen werden mußte. Man erwäge stets, wie die Person in ihren allgemeinen moralischen Anschauungen geartet ist, was für eine Absicht obwalten kann, wenn die Person derartige Geständnisse macht.

3

Ohne Zweifel bieten derartige Thatsachen ungemein wichtige, interessante Anhaltepunkte zur Beurteilung des Verbrechers und der Frage des Verhältnisses von Hypnotismus und Verbrechertum. Ich fasse hier den Begriff des Hypnotismus etwas weiter wie im gewöhnlichen Sinne. Ich begreife darunter auch die Autosuggestion (Selbstsuggestion). Es wäre natürlich durchaus verfehlt, nun jeden Verbrecher als Irren oder im Bewußtsein Getrübten anzusehen.

Kirn hat eine interessante Broschüre*) geschrieben, in der er die Frage des Zusammenhangs zwischen Geistesstörung und Verbrechen, namentlich auf die schon eingangs erwähnten Schriften Lombrosos und Kurellas hin, erörtert. Er kommt zu dem Schluß, daß es einen „gebornen Verbrecher" nicht giebt. Damit wird jedem Menschen die volle Verantwortung für sein Handeln auferlegt. Ebenso bin ich weit davon entfernt, jedem Verbrecher die Selbstverantwortung abzunehmen, in dem Gedanken, der Mann handle auf Grund einer Autosuggestion, der er sich nicht erwehren könne. Es sänke damit der Mensch auf die Stufe des Tieres hinab, dessen Handlungen wir dem undefinirbaren „Instinkt" zuschreiben. So würde auch der Mensch gewissermaßen instinktmäßig handeln, instinktmäßig Verbrechen begehen. Offenbar wäre damit die moralische Selbstverantwortung ihres schweren Ernstes völlig entkleidet. Soweit zu gehen, wäre ohne Zweifel verfehlt. Zur Klärung der Frage des Verhältnisses von Hypnotismus und Verbrechertum aber ist der Hinweis darauf meines Erachtens völlig berechtigt, daß leicht suggerirbare Personen unter der Gewalt einer Autosuggestion zu Handlungen veranlaßt werden können, deren Tragweite durch ihre unter lebhafter Autosuggestion getrübte Bewußtseinsfähigkeit nicht in genügendem Maße erkannt und kontrollirt werden kann. Diese

*) Kirn, Geistesstörung und Verbrechen, 1890.

Trübung durch Autosuggestion wird umso hochgradiger sein, je geringer der Widerstand ist, den die moralische Ueberzeugung der aufkeimenden Autosuggestion entgegenzusetzen imstande sein wird.

Die Lehre von der Suggestion eröffnet ja ohne Zweifel einen außerordentlich interessanten Einblick in das ganze Seelenleben des Menschen. Sie regt eine Reihe der brennendsten Fragen auf allen Gebieten an. Bernheim sagt: „Haben wir in der Erziehung des Kindes, in den Gedanken und Grundsätzen, die seinem Gehirn eingeprägt werden durch Wort und Beispiel, in den philosophischen und religiösen Lehren, in die der Mensch von seinem frühesten Alter an eingewiegt wird, denn etwas Andres zu erblicken als eine echte und rechte »Suggestion im Wachen,« die häufig zu einer Alles überwältigenden Macht gelangt, wenn sie methodisch durchgeführt, in einheitlichem Sinne geleitet und nicht durch ihr widersprechende Vorstellungen oder Beispiele gekreuzt wird. Selbst die reifen Männer, die ihr Gehirn durch spätere persönliche Erfahrung von jenen Einflüssen frei gemacht haben, bewahren trotz all ihrer geistigen Unabhängigkeit und Freidenkerei im Innern eine Reihe von alten Vorstellungen, von denen sie sich nicht frei machen können, weil sie ihrem Gehirn durch lange Zeit und konsequent fortgesetzte Suggestion in der Jugend eingeprägt worden sind, mögen diese Vorstellungen zur Neugestaltung ihres psychischen Wesens noch so wenig stimmen." Und Liébault sagt: „Ohne sich davon Rechenschaft zu geben, eignet man sich moralische und politische Ansichten, Familien- und Rassenvorurteile an, nimmt man die Vorstellungen in sich auf, die die Atmosphäre, in der man lebt, erfüllen. Es giebt soziale und religiöse Grundsätze, die vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes, geschweige vor dem der Vernunft, nicht bestehen können, und an die man doch bereitwillig glaubt, die man doch wie sein Eigentum verteidigt. Diese Grundsätze waren die der Ahnen, sie haben sich von den Eltern auf die Kinder übertragen, sie sind sogar Gemeingut einer Nation geworden; es ist unmöglich, sie durch Vernunftgründe, es ist gefährlich, sie mit Gewalt vernichten zu wollen; es nützt nichts, daß man ihre Falschheit nachweist. Es giebt eben für den menschlichen Geist Ideen, die durch Nachahmung angenommen werden, mit denen trotz ihrer Sinnlosigkeit die Menschen verwachsen, und die sich wie Instinkte von einer Generation auf die andre vererben."

Ohne diese Anschauung Liébaults vollgiltig zu unterschreiben, kann man sich allerdings der Thatsache kaum entziehen, daß die Suggestion eine außerordentlich wichtige Rolle in dem Leben jedes Menschen spielt. Man beginne mit dem Seelenleben des Kindes! Preyer hat eine Schrift über die Kindesseele geschrieben, aus der man mancherlei entnehmen kann, was für die hier behandelte Frage herangezogen werden kann. Von welch außerordentlicher Wichtigkeit wird für die Charakterbildung des Menschen der Einfluß, den Freunde, Verwandte und Bekannte in der Jugend des Menschen gehabt haben. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!" sagt das Sprichwort. Es ist vielleicht dies Wort ursprünglich in dem Sinne gemeint, daß der Mensch je nach seiner Gesinnung sich Freunde zum Umgang nehmen wird und daher die Gesinnung dieser ausgewählten Freunde ein untrügliches Zeugnis ablegt für die Gesinnung deß, der sie sich zu Freunden gewählt hat. Gleichzeitig aber ist das Sprichwort in dem Sinne aufzufassen, daß die Freunde den Charakter eines Menschen bilden helfen, ihn veredeln, wenn die Freunde selbst edle Menschen sind, ihn verderben, wenn die Freunde selbst moralisch nichts wert sind. Den Kernpunkt aber bildet hinwiederum die Suggestion, die Aufnahme und Annahme von Einflüssen in dem Gehirne. Hier setzen sich die empfangnen Eindrücke fest und bilden die einzelnen Momente zum gesamten Charakterbild.

Oder werfen wir einen Blick auf die großen Bewegungen einer Revolution, einer Agitation. Nicht alle in ihren Interessen angeblich Bedrängten sind von vornherein begeisterte Anhänger einer Volksbewegung, wie sie die Revolution eines Volkes darstellt; aber es bedarf nur einiger weniger, energisch und imponirend auftretender Geister, um die Fackel des Aufruhrs zu entflammen, um die Gemüter zu „elektrisiren," wie wir zu sagen pflegen. Dann stürmt der große Haufe nach, und die

Revolution stellt sich dar als eine Gesamtbewegung, obwohl sie thatsächlich nur das Werk einiger Weniger ist, die aber durch die Kraft ihrer Beredsamkeit und ihr zielsicheres Auftreten die Schar der leicht suggerirbaren Menge zu leiten verstehen. Charakteristisch ist ja auch die Schnelligkeit, mit der der große Haufe von der einmal entfachten Bewegung abfällt, sobald die Gegenwehr der Besonnenen eine erfolgversprechende Macht darstellt. Und wie sieht es bei den Agitationen aus? Nicht anders. Die Suggestion, nicht die innere Ueberzeugung spielt die Hauptrolle.

Friedrich Köhler

Aus dem kirchlichen Leben Berlins

Uebersicht: 1. Die Kirchenwahlen; 2. Die Gemeindekörperschaften; 3. Die Thätigkeit der Synoden; 4. Kirchbauten und Kirchbaunot; 5. Kirchenpolitisches; 6. Schlußwort.

Sieben Jahre sind jetzt ins Land gegangen, seitdem Sulze sein Buch „Die evangelische Gemeinde“ veröffentlicht hat. Selten wird einer litterarischen Arbeit aus dem Gebiete der praktischen Theologie eine so freundliche Aufnahme zu teil geworden sein, wie es Sulze begegnet ist. Männer aus allen kirchlichen Richtungen waren einmütig in dem Urteil, daß hier ein Weg gezeigt werde, den unsre evangelische Kirche einschlagen müsse, wolle sie den Aufgaben, die unsre Zeit an sie stellt, gerecht werden. Sulzes Ideen waren für weite Kreise schon damals nicht mehr neu; durch öffentliche Vorträge und einzeln erschienene Aufsätze hatte er sie bereits seit Jahren in unser Volk zu bringen gesucht und für seine Anschauungen sich Bahn gebrochen. Keine unsrer evangelischen Landeskirchen hat sich gegenüber Sulzes Anschauungen von der Organisation der Gemeinden ganz ablehnend verhalten können. Wiederholt ist darum schon der Vorschlag gemacht worden, durch abzuhaltende Umfrage festzustellen, was bisher von der Sulzeschen Gemeindeorganisation zur Durchführung gelangt ist, und was noch zu thun bleibt. Eine leichte Aufgabe wird das nicht sein, aber ihre Nützlichkeit soll darum nicht bestritten werden. Als eine Vorarbeit hierfür mögen die nachfolgenden Mitteilungen aus dem kirchlichen Leben Berlins dienen.

1. Die Kirchenwahlen

Alle drei Jahre muß aus den Gemeindekörperschaften die Hälfte der Mitglieder ausscheiden. Es haben Neuwahlen stattzufinden, für das Leben der Gemeinden ein wichtiger Akt. Die fortschrittlichen Bezirksvereine, die konservativen Bürgervereine, beide von Haus aus nur politischen Zwecken dienend, suchen ihre Wählerlisten hervor, um festzustellen, wer der evangelischen Konfession angehört. Wer bei Reichstags- und Landtagswahlen den liberalen Kandidaten seine Stimme giebt, wäre nicht gesinnungstüchtig, wenn er nicht auch bei den kirchlichen Wahlen sich der liberalen Partei anschlösse; wer bei den politischen Wahlen zur konservativen Partei gehört, hat auch bei den kirchlichen Wahlen konservativ zu stimmen, oder wie hier der technische Ausdruck lautet: positiv. Das gilt als Axiom. Allerdings hat man, aus welchen Gründen soll hier nicht untersucht werden, in einem großen Teile der Stadt neben die konservativen Bürgervereine noch positive Parochialvereine gestellt, die meist von den gleichen Vorstandsmitgliedern geleitet werden wie jene. In einer Reihe von Gemeinden sind dann auch liberale Parochialvereine entstanden. Auch an einem gemeinsamen Band, das diese Vereine umschließt, fehlt es nicht. Es ist für die Positiven die Kirchliche Vereinigung; an ihrer Spitze steht ein als guter Antisemit bekannter Stadtverordneter, heute im Roten Hause der einzige aus der einstigen (konservativen) Bürgerpartei. Die Kirchliche Vereinigung soll dafür sorgen, daß auch jene Gemeinden, die bisher noch liberale Vertretungen haben, allmählich der positiven Richtung gewonnen werden; sogar in der Provinz wird dafür gelegentlich gesammelt, denn die Berliner Wahlen kosten Geld. Die liberale Partei hat, nachdem sie allmählich den bei weitem größern Teil ihres Besitzstands eingebüßt hatte, sich neu organisirt, nicht ohne das ihr von positiver Seite gegebne Vorbild nachzuahmen.

Bei Aufstellung der Kandidaten für die Gemeindekörperschaften ist Interesse für das kirchliche Leben gerade kein unbedingtes Erfordernis: einer der erwählten Gemeindevertreter in einer Gemeinde des Nordens der Stadt hatte keine Zeit gefunden, die von ihm geschlossene Ehe kirchlich einsegnen zu lassen und wurde erst nach seiner Wahl darauf aufmerksam; es war das in einer damals liberalen Vertretung. Man mag schon sich zufrieden geben, wenn die Kandidaten ihr Amt als Ehrenamt auffassen und dadurch sich verpflichtet sehen, die mit diesem Amt verbundnen Obliegenheiten zu erfüllen. Jedenfalls steht aber der ganze Wahlapparat und die Wichtigkeit, die ihm von beiden Parteien beigelegt wird, oft in schroffem Gegensatz zu dem, was das Amt selbst mit sich bringt. Ein braver Schlächtermeister, der pünktlich seine konservative Stimme bei den Wahlen abgegeben hatte, war daraufhin auch zum positiven Gemeindevertreter gewählt worden; aber während seiner Amtsdauer hat ihn stets der Wurstverkauf, dem er in seinem Laden vorzustehen hatte, von den Sitzungen der Gemeinde abgehalten. Als einen hoch bedeutsamen Vorgang lassen Liberale wie Positive jedesmal den Wahlgang erscheinen — und so manche Gemeinde weiß davon zu erzählen, wie schwer es ist, wenn die Vertretung der Gemeindekörperschaft berufen wird, eine beschlußfähige Versammlung zustande zu bringen. Ganz klein dürfte aber auch bei beiden Parteien die Zahl der Wähler nicht sein, die nur am Wahltage zur Kirche kommen, um dort ihre Stimme abzugeben, und sie dann erst drei Jahre später beim nächsten Wahltage wieder betreten.

2. Die Gemeindekörperschaften

Der Wahltag ist vorüber, kurz vor Weihnachten erfolgt die Einführung der neuen Gemeindevertreter feierlich am Schluß des Vormittaggottesdienstes. Die Großstadt stellt an jeden Einzelnen gar mancherlei Verpflichtungen, und so Mancher hat sich schon überlegt, ob er zu seiner sonstigen Berufsthätigkeit es auch noch wagen soll, das ihm angebotne Amt der Gemeindevertretung mit zu übernehmen. Wenn er so gar sehr beschäftigt ist, wird er später angenehm überrascht werden. Mehr als dreimal oder viermal wird er im ganzen Jahre nicht zu einer Sitzung verlangt, und wenn ers günstig trifft, wird bei Eröffnung der Sitzung der Vorsitzende ihm auch gleich mitteilen, daß die Beratung sehr rasch erledigt sein werde. Das engere Kollegium der Aeltesten oder des Gemeindekirchenrates hat den Gegenstand bereits gründlich durchberaten, es bedarf folglich nur noch der Genehmigung der erweiterten Vertretung. Sie hat vor Allem den Etat der Gemeinde zu erledigen und kann dabei einen genauen Einblick in die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde thun, und die Etatberatung nach parlamentarischem Vorbild dazu benutzen, sich noch eingehendere Kenntnis von dem Leben in der Gemeinde zu verschaffen, vorausgesetzt, daß nicht etwa eine rasche Erledigung der Sache für die Mehrzahl der Mitglieder erwünschter ist.

Der Gemeindekirchenrat wird natürlich häufiger in Anspruch genommen, er muß ja beschließen über alle die großen und kleinen Angelegenheiten, die aus der Kirchenkasse bestritten werden müssen. Da sind die wichtigen Kirchhofsangelegenheiten, denn einen beträchtlichen Teil ihres Einkommens bezieht die Gemeinde aus ihrem Gottesacker. Alle die größern und kleinern Reparaturen in Kirche und Pfarrhaus müssen hier eingehend beraten werden. Eine sorgfältige Kontrolle über die Verwendung und Verwaltung des Kirchenvermögens, vorausgesetzt, daß solches vorhanden ist, kann hier reichlich Arbeit schaffen, und so manche kaufmännische Kraft hat darin schon viel Gutes für die Gemeinde gewirkt. Daneben kommen dann auch andre Fragen zur Verhandlung: die Vorzüge der staubfreien Müllabfuhr, wieviel Feuerung in der Kirche verbraucht wird, welche Funktionen dem Küster und Kirchendiener im sozialen Zeitalter als wohlanständig zuzumuten seien. Solchen und ähnlichen Gegenständen kann sich ja keine Verwaltung entziehen, und es wäre gewiß verkehrt, sich von ihnen als Kleinigkeiten abwenden zu wollen. Gelegentlich kommt dann und wann auch auf das geistliche Leben in der Gemeinde die Rede, wenn von den Einnahmen aus Taufen und Trauungen, vom Weinverbrauch beim Abendmahl die Rede ist. Das sind etwa die Angelegenheiten, wie sie der Gemeindekirchenrat zu hören bekommt; im letzten Grunde sind dies Alles Kassensachen.

Wo bleibt aber das religiös-sittliche Leben der Gemeinde? Diese Frage, die der Leser wohl an uns stellen wird, mag gelegentlich auch einmal eins der Mitglieder der Gemeindekörperschaften bei sich aufgeworfen haben; er hat aber gut gethan, sie für sich zu behalten, denn darüber erfährt er doch Nichts, wenigstens nicht in den Sitzungen der Körperschaft. Vor einigen Jahren sollte in einer Gemeinde, die durch einen neu entstandenen Stadtteil zur Errichtung einer Filiale genötigt war und dafür 24000 Mark bewilligt hatte, die Einweihung der Interimskirche stattfinden. Der erste Geistliche teilte dies in einem Rundschreiben den Mitgliedern seines Kirchenvorstandes mit; er fügte die Bitte hinzu, die in dem alten Teil der Parochie wohnenden Mitglieder möchten der Feier fern bleiben, damit die neue Kapelle für die Besucher des Gottesdienstes nicht zu klein sei. Das merkwürdige Aktenstück dürfte mit den beigefügten Unterschriften noch in dem Archiv der betreffenden Kirche aufbewahrt werden.

Gemeindearmenpflege gehört auch nicht zu den notwendigen Obliegenheiten einer Gemeindekörperschaft. Sie müssen zwar gelegentlich darum bemüht werden, Gelder zu bewilligen; aber mehr wird ihnen wenigstens in vielen Gemeinden auch nicht zugemutet. Die Verteilung besorgt vielmehr ein eigner Armenverein, dem die Geistlichen und Laien angehören, unter Zuziehung der Gemeindediakonissin. Wer also die Armen in der Parochie sind, davon erfährt die Gemeindekörperschaft Nichts, nur ein paar Wenige ihrer Mitglieder, die mehr durch Zufall gleichzeitig auch dem Vorstand des Armenvereins angehören. Daß es daneben auch Gemeinden giebt, in denen die Armenpflege anders organisirt ist, davon wird später zu reden sein.

Ein Dezennium ist es etwa her, daß, um dem zunehmenden Versäumen der Taufe und kirchlichen Trauung zu steuern, den Gemeinden auferlegt wurde, die säumigen Gemeindeglieder heranzuziehen. In einer Reihe der Gemeinden geschieht dies auch heute noch, in andern, auch in gut positiven Gemeinden, werden die Gemeindekörperschaften nicht mehr damit behelligt. Ob der Geistliche dies übernommen hat oder der Stadtmissionar, ob keine Versäumnis dieser Art im Bereich der Gemeinde mehr vorkommt? Darnach zu fragen, wäre indiskret.

Bei der Einführung in ihr Amt wird den neu gewählten Mitgliedern der Gemeindekörperschaften die treue Mitarbeit am Wohl der Gemeinde warm ans Herz gelegt, und wer nach sechsjähriger Amtsdauer auf seine Thätigkeit zurückblickt, wird sich sagen müssen: Ich habe Geld bewilligt; mehr hat man von mir nicht verlangt, und daraus kann ich mit Sicherheit schließen, daß in meiner Gemeinde Alles in bester Ordnung ist; Wort und Sakrament wird der Gemeinde allsonntäglich geboten, Alles ist musterhaft.

Zu zweifeln ist auch gar nicht, daß so recht Viele denken, denn das Bewußtsein ist verloren gegangen, oder war vielleicht niemals vorhanden, daß mehr zu thun sei. Und doch bedeutet ein solcher Zustand, wie er eben geschildert worden ist, nichts Andres, als daß dem Gemeindeleben gerade das Beste fehlt. So hat der Gesetzgeber die von ihm eingeführte Kirchenverfassung nicht verstanden, die Schale ist da, der geistige Inhalt fehlt. Wer wollte sich da wundern, wenn Tausende in der Gemeinde wohnen, die fremd ihrer Kirche gegenüberstehen; von dem, was in der Gemeinde vorgeht, hält man ja selbst die Gemeindekörperschaften hermetisch abgeschlossen.

Aber es giebt auch Gemeinden in der Großstadt, in denen regeres Leben pulsirt. Auch hier ist es nicht die traditionelle Parteifarbe, liberal oder positiv, die etwa als unterscheidendes Merkmal dienen könnte. In der von jeher liberalen Jerusalemer Gemeinde ist zuerst die Sulzesche Bezirkseinteilung für die Gemeindearmenpflege durchgeführt worden; andre Gemeinden sind dann nachgefolgt. Wieder andre, vorwiegend in der Innenstadt, haben sich Hausväterverbände geschaffen; einige wohlhabendere Gemeinden, darunter Petri, Luisenstadt, Georgen, haben ihre Gemeindehäuser erhalten; für andre sind das fromme Wünsche und werden es bei dem teuern Grund und Boden auch noch lange bleiben. Durchgehends stellt es sich aber heraus: es ist leichter, die Sulzeschen Prinzipien in den Gemeinden einzuführen, als das einmal Begonnene auch dauernd in Thätigkeit zu halten; der erste Eifer erlahmt nur zu leicht, und es wird sich darum handeln, unter dem zerstreuenden Treiben der Großstadt stets Kräfte ausfindig zu machen, die den gesteckten Aufgaben sich unterziehen wollen. Familienabende haben in dem größern Teil der Berliner Gemeinden Eingang gefunden, auch in Stadtteilen, wo man derartige Neuerungen kaum erwartet hätte. Wo sie sich schon wirklich eingelebt haben, zeigt sich, daß die Gemeindeglieder für solche Abende unter sich sein wollen; gewiß ein erfreuliches Zeichen, da es in der Großstadt heute so schwer fällt, den einzelnen Parochien das Bewußtsein der geschlossenen Sonderexistenz zu geben.

Ungleich schwerer wird es in den neu begründeten Parochien, dem Gemeindeprinzip wenn auch zunächst nur zu teilweiser Durchführung zu verhelfen. Daß bei Kirchenwahlen, wie sie oben geschildert worden sind, nur zu leicht Elemente in die Gemeindevertretungen gelangen, die sich wenig dafür eignen, ist nicht wunderbar; kommt dies schon in ältern Gemeinden vor, wie viel leichter in neu abgezweigten. Aber gerade hier dürfte es sich empfehlen, die Mitglieder der Vertretung heranzuziehen. Wem die Nachforschung in den ihm überwiesenen Häusern unangenehm wird, wem die Besuche, in denen um Nachholung der Taufe oder der Trauung aufgefordert wird, lästig sind, der wird bald freiwillig aus dem Kollegium ausscheiden; und dann werden sich, sei der Parteigeist noch so eifersüchtig, schließlich doch Leute finden, die Interesse für die Sache und guten Willen mitbringen, ihre Pflichten zu übernehmen. Vorbedingung hierfür ist dann freilich zähe Ausdauer des Geistlichen, dem die Gemeinde anvertraut ist.

Verschiedenes

Der Neunte Evangelisch-soziale Kongreß findet in der Pfingstwoche am Donnerstag und Freitag in Berlin statt (sämtliche Verhandlungen in der Viktoriabrauerei, Lützowstraße 111/12; nur der Begrüßungsabend Mittwoch im Klubhaus, Krausenstraße 10). In Berlin und unmittelbar vor den Reichstagswahlen. Beides zeugt von dem Mute der Kongreßleitung. Wir freuen uns dieses Mutes und wünschen dem Kongreß eine kraftvolle Vollendung seiner Mission. In welchem Geiste er geleitet wird und was er leisten soll, darüber giebt die Schrift seines verdienten Vorsitzenden, des Landesökonomierat Nobbe: Der Evangelisch-soziale Kongreß und seine Gegner (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) unveraltete Auskunft. Das Schriftchen erschien unmittelbar vor dem letzten Kongreß und sei Freunden wie Gegnern wiederholt warm empfohlen. — Freitag Abend werden Freunde unsers Blattes sich in den Viktoriasälen, Leipziger Straße 134, treffen.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Helft den Auswandrern!

Schon 30 Jahre lang sorgt für die katholischen Auswandrer der St. Raphaelsverein; die **Fürsorge für die deutsch-evangelischen Auswandrer** war dagegen bisher **völlig unzureichend.** In den Hafenstädten versucht wohl die Auswandrermission den durchflutenden Auswandrerstrom zu erreichen, aber wie gering ist die Zahl derer, die sie beeinflussen kann, im Vergleich zu den Tausenden deutsch-evangelischer Auswandrer, denen kein gewissenhafter Berater zur Seite steht! **In den Heimatsorten** vollends, wo die Auswandrer zur Vorbereitung der Reise und bei der Wahl des Reiseziels selbstlosen Rat am dringendsten nötig haben, ist mit Ausnahme einiger lutherischer Gebiete, namentlich vom Verein für Innere Mission in Bremen aus, **nichts für sie geschehen.**

Es ist ein **schweres Versäumnis** evangelischerseits, daß man nicht schon längst dem Beispiel des St. Raphaelsvereins gefolgt ist und sich der Auswandrer in so zielbewußter und umfassender Weise angenommen hat. Namentlich müssen wir allerorten persönliche Fühlung mit ihnen zu gewinnen suchen, **bevor** sie in den Hafenort kommen, und ebenso, nachdem sie drüben in der neuen Heimat angelangt sind; denn **auch drüben** bildet leider die **geordnete Fürsorge** für die deutsch-evangelischen Einwandrer und Ansiedler die **seltene Ausnahme.**

Die Erkenntnis dieses Notstandes hat zur Begründung des **Evangelischen Hauptvereins für Deutsche Auswandrer** geführt. Allenthalben im Lande sollen **Vertrauensmänner** des Vereins den zur Auswanderung Entschlossenen unentgeltlich jede Förderung und

Belehrung zu teil werden lassen, auch leichtsinnige Auswanderung verhüten (unter Umständen sie auch auf die Ansiedlung im deutschen Osten hinweisen). Neben den **kirchlichen Interessen** will der Verein dem **nationalen Wohl** der Auswandrer dienen, indem er sie in Gegenden lenkt, wo sie **Deutsche bleiben** können.

Dazu setzen aber den Evangelischen Hauptverein für Deutsche Auswandrer ganz besonders die wertvollen Beziehungen zu den **zahlreichen im Auslande bestehenden deutsch-evangelischen Gemeinden,** die sich in aller Welt, zumal in Südamerika, als Träger des Deutschtums bewährt haben, in den Stand. Keine andre bestehende Organisation, auch nicht das endlich zu erhoffende neue Reichsauswandreramt, hat in den Ansiedlungsgebieten gleich günstige starke Anknüpfungspunkte wie der Evangelische Hauptverein in den deutsch-evangelischen überseeischen Kirchen- und Schulgemeinden.

Um so wirksamer kann sich daher seine Arbeit auch gestalten im Dienste der nationalen, wirtschaftlichen, kirchlichen und sittlichen Aufgaben einer besonnenen und gesunden Auswandrerfürsorge. Wer zu einer solchen Fürsorge sein Teil beitragen will, damit das Versäumte nun in vollem Umfange nachgeholt werden könne, der werde **Mitglied des Evangelischen Hauptvereins für Deutsche Auswandrer.**

Der Verein hat zum Schirmherrn Se. Durchlaucht den **Fürsten zu Wied.** Schriftführer ist Divisionspfarrer **Labarius** in **Koblenz.**

Frankfurter evangelische Festwoche

6. bis 10. Juni.

I. Versammlung des Hessischen Pfarrvereins. 6. Juni, 8 Uhr: Vorabend im Basler Hof. **7. Juni,** 9 Uhr: Morgenandacht in der Weißfrauenkirche (Pf. Walz aus Langgöns). 9½ Uhr: Hauptversammlung und Spezialverhandlungen im Basler Hof. 6 Uhr: Abendgottesdienst in der Lutherkirche (Cordes). 8½ Uhr: Volksversammlung im Gemeindehaus der Lutherkirche (Pf. Issermeyer, Pf. Fritsch u. A.).

II. Südwestdeutsche Konferenz für innere Mission. 8. Juni, 8½ Uhr: Spezialkonferenz, Wohnungsreform und nationale Ansiedelung (Polytechnische Gesellschaft). 11½ Uhr: Eröffnung der Jahresversammlung im Vereinshaus Westend. 3 Uhr: Hauptversammlung: Landeskirche und Freikirche in ihrer Bedeutung für Volkserziehung und innere Mission (Prof. D. Sell aus Bonn). 6 Uhr: Festgottesdienst in der St. Katharinenkirche (Pf. D. Hackenschmidt aus Straßburg). 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im Saalbau. **9. Juni,** 8 Uhr: Morgenandacht in der Weißfrauenkirche (D. Walz aus Darmstadt). Kellnermission (Pf. Schmidt aus Cannes). Volksvergnügungen und Familienleben (Pf. Schöttler aus Barmen).

III. Vorstände-Verband der Jungfrauen-Vereine Deutschlands. 9. Juni, 4 Uhr: Fürsorge für die Ladnerinnen (Pf. Maetzold aus Dresden). Was kann zur Förderung der Arbeit in den Jungfrauenvereinen geschehen? (Pf. Tiesenthal aus Weitmar). 8½ Uhr: Volksversammlung im Vereinshaus Nordost. **10. Juni,** 9 Uhr: Morgenandacht. 9½ Uhr: Generalversammlung im Vereinshaus Westend. Haben die Jungfrauenvereine wirtschaftliche Aufgaben? (D. Wurster aus Heilbronn). Gesellige Zusammenkunft Bockenheim, Schloßstraße 20.

Anmeldungen wegen Freiquartier sind spätestens bis zum 1. Juni an die Wohnungskommission, Neue Mainzerstraße 41, zu richten, wo auch jede weitere Auskunft erteilt wird.

Das Lokalkomitee.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Berlin: 3. Juni, abends 7 Uhr, im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß. Viktoriasäle. Leipzigerstr. 134.

Frankfurt a. M.: 6. Juni, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Die religiös-ethische Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter."

Magdeburg: 1. Juni, Mittwoch nachmittags 3 Uhr, zwangloses Zusammensein von Freunden der Christlichen Welt, wozu alle Teilnehmer am Klosterjubelfest herzlich eingeladen sind. Lokal: Wuthe, Hasselbachstraße 1. Zwei Minuten vom Hauptbahnhof.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Soeben erschienen:

Ländliche Wohlfahrtseinrichtungen.

Vorschläge aus der Praxis

von

Landrat **Schepp**

in Siegen.

1. Eine Haushaltungsschule für das Land. 2. Die Krankenpflege auf dem Land. 3. Die Wiederbelebung des Instituts der Waisenräte durch Einrichtung von Waisenämtern.

Klein 8. M. —.70.

Im Siegerlande bestehen obige erprobte Einrichtungen mit dem Zweck, die ländliche Bevölkerung auch der modernen Entwicklung gegenüber in der alten Kraft und Gesundheit zu erhalten. Der Verfasser glaubt durch nähere Mitteilungen hierüber weiteren Kreisen einen ersprießlichen Dienst zu leisten.

Gott schenkte uns heute eine gesunde Tochter.

Neuhaus a. E., 16. Mai 1898.

Pastor Erbe
und **Frau Margret,** geb. Roscher.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/3
Ein- u. Verkauf theolog. Bücher.
Prompte Bedienung. Katal. gratis

Ein französischer Student der Theologie sucht eine **Hauslehrerstelle** in Deutschland für die Monate August, September und Oktober. Refer. Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, **Paris.**

In meinem **Familienpensionat** finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld
Schwarzenberg i. Erzg., Sachs.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Bad Nauheim
Villa Ernst Ludwig
Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.
Empfohlen durch
Herrn Pfarrer **Rade-Frankfurt.**
Frl. M. Heyne,
langj. Vorsteherin christl. Hospize.

Westdeutsche Zeitung
National. Monarchisch. Protestantisch.
Barmen-Elberfeld. Viertelj. 3,50 M.

Nordseebad Büsum in Holstein (Bahnstation).
Vorzügl. stundenlanger grüner Strand. Kräftige Seeluft. Neues Warmbad. Stete Gelegenheit zu **Seefahrten** und **Seehundsjagden.** **Wattenlaufen.** **Billigste Preise.** Prospekte **kostenfrei** durch die **Badedirektion.**

Der **Meteor.**
Goldfüllfederhalter.
Neuestes, verbessertes, unfehlbares System mit Doppelzufluss.
Preis komplett mit 14⁰ Goldfeder Ledertäschchen und Füller } **M. 9.—.**
Allein-Verkauf **Heinrich Zeiss,** Hoflieferant.
6 Liebfrauenstr. **Frankfurt a. Main.**

Jeden Vater sorgt für seine Söhne am zweckmäßigsten, wenn er sie in frühester Jugend bei unserer Gesellschaft in die **Militairdienst-**Versicherung einkäuft.
Jede Mutter soll dafür Sorge tragen, daß ihre Töchter bei unserer Gesellschaft in die **Aussteuer-**Versicherung eingekauft werden.
Jeder ist im Alter von Sorge und Noth befreit, wenn er sich ein **Kapital** oder eine **Rente** gesichert hat.
Man wende sich an die
Hamburger Militairdienst-, Aussteuer- u. Alters-Versicherungs-Gesellschaft in Hamburg.

In den ersten 4 Monaten dieses Jahres liefen Anträge ein über **Mk. 4029691** Versicherungskapital, gegenüber **Mk.** 3734000 im gleichen Zeitraum des Vorjahres.
Seit Bestehen der Gesellschaft wurden beantragt mehr als **43½ Millionen Mark Versicherungskapital** und **Mk. 79500 jährliche Rente.** — Die günstigen, für alle Verhältnisse passenden Kombinationen der Rentenversicherung obiger Gesellschaft sind bei dem niedrigen Stand des Zinsfußes ganz besonders zu empfehlen. Die Dividende beträgt z. Z. 10 bez. 14% der Jahresprämie.

Thee **Souchong, Congo, Pekoe,** sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet **Alfred Böhm, Stuttgart.**

Goldene Medaille!
Im Sommer **kühl,** im Winter **warm** sind
Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**
zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.
Bearbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.
A. J. Hermann, Donauwörth.

H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

= Litteratur zur sozialen Frage. =

Bau und Leben des sozialen Körpers
von
Dr. **A. Schäffle.**
Zweite Auflage in zwei Bänden.
1896.
Bd. I. VIII. 571 Seiten 8.
Brosch. M. 12.—. Geb. M. 14.—.
Bd. II. VII. 656 Seiten 8.
Brosch. M. 13.—. Geb. M. 15.—.

Die Entstehung der Volkswirtschaft.
Vorträge und Versuche
von
Dr. **Karl Bücher,**
ord. Professor an der Universität Leipzig.
Zweite, stark vermehrte Auflage.
8. **1898.** M. 5.60.
Gebunden M. 6.60.

Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie.
Drei Briefe an einen Staatsmann
von
Dr. **A. E. v. Schäffle,**
k. k. Minister a. D.
Vierte Auflage.
Neue Ausgabe.
8. 1893. M. 2.—.

Die Sozialpolitik des deutschen Reiches.
Von
Dr. **G. von Schönberg,**
Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen.
Gr. 8. 1886. M. 1.60.

Die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik.
Eine Studie aus der Textil-Industrie
von Rudolf Martin.
Aus der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1896, 1. und 3. Heft.
Groß 8. 1897. M. 1.20.

Die Frauenfrage im Mittelalter
von
Dr. **Karl Bücher,**
ord. Professor an der Universität Leipzig.
8. 1882. M. 1.—.

Die sozialen Parteien der Gegenwart
von
E. v. Laveleye.
übersetzt von
M. Eheberg.
Kl. 8. Neue Ausgabe. 1890.
M. 3.—.

Der Protestant.

Evangelisches Gemeindeblatt.

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat 1. Petri 4, 10. — **Zweiter Jahrgang.** — Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit 2. Cor. 13, 8.

Erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Postzeitungsliste II. Nachtrag 5896 a. — Preis: Vierteljährlich 2 Mark.

Der „Protestant" hat die Aufgabe, die Ideen und Interessen des gesamten freigerichteten Protestantismus in Kirche und Schule mit Offenheit zur Geltung zu bringen. Er wendet sich in gemeinverständlich geschriebenen Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens und in edlen Unterhaltungsartikeln an alle gebildeten Gemeindeglieder.

Aus dem bisherigen Inhalt:

Persönliches Christentum. — Der Christus der Geschichte u. sein Christentum. — Die religiöse Gleichgültigkeit. — Neuchristentum. — Was lehrte Jesus? — Gotteshilfe. — Die Feuerbestattung. — Von der inneren Mission. — Zeichen der Zeit. — Christentum und Malthusianismus. — Liberale Theologie. — Nietzsche. — Sittlichkeit vor und nach der Reformation. — Kirchenregimentliche Willkür in Preußen. — Die Berliner Kirchenwahlen. — Kirche und Sozialpolitik. — Der preußische Duellerlaß. — Der nationalsoziale Parteitag. — Ueber den Nationalsozialismus. — Vom sozialdemokratischen Parteitage. — Eine soziale Kontroverse. — Das wirtschaftliche Zurückbleiben der römisch-katholischen Staaten. — Von Stöcker zu Naumann. — Die Schulbibelfrage. — Volkshochschulkurse in Berlin. — Frau Sorge. — Trilby. — In Nacht und Eis. — Gemischte Gesellschaft. — Schwere Pflichten. — Entsühnt (Novelle). — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung. — Ferner ausführliche kirchliche Wochenschau und 14 tägig eine Litterarische Beilage enthaltend Besprechungen aus der neusten theologischen, sozialen, pädagogischen und belletristischen Litteratur.

Red.: Lic. Dr. W. Staerk, Halensee. — Verlag: Georg Reimer, Berlin.

Probeweise Zusendung auf Verlangen einen Monat lang unentgeltlich und postfrei.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

= Litteratur zur sozialen Frage. =

Evangelisch-soziale Zeitfragen.
Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor **Otto Baumgarten** in Kiel.

Erste Reihe.

- Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk.
- „ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie.
- „ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage.
- „ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch.
- „ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie.
- „ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage.
- „ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber d. Arbeiterstande in Stadt und Land.
- „ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie.
- „ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Zweite Reihe.

- Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinde und das Gemeindeideal.
- „ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.
- „ 3. **Kamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt.
- „ 4/5. **Hirsch - Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England.
- „ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie.
- „ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage.
- „ 8. **Traub,** Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangel. Arbeitervereine.
- „ 9. **Laißt,** Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Zur Orientierung und Besprechung speziell für evangelische Arbeitervereine.

Preis jedes Heftes 50 Pf.

Jesus Christus und das Gemeinschaftsleben der Menschen.
Von
Dr. **O. Holtzmann,**
Professor der Theologie in Gießen.
8. 1893. M. 1.—.

Die wirtschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung.
Von
Achille Loria,
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Padua.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Französischen
von
Dr. **C. Grünberg,**
Privatdocent der politischen Oekonomie an der Universität Wien.
Gr. 8. 1895. M. 6.40.
Geb. M. 7.40.

Soziale Schriften.
Von
Charles Secrétan,
weiland Professor der Philosophie in Lausanne.
In Auswahl übersetzt, eingeleitet und mit einem Schriftenverzeichnis des Verfassers versehen von
Eduard Platzhoff.
8. 1896. M. 3.60.

Grundriß der politischen Oekonomie.
Von
Dr. **Eugen von Philippovich,**
Professor an der Universität Wien.
In 2 Bänden.
Erster Band:
Allgemeine Volkswirtschaftslehre.
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Lex. 8. 1897. M. 9.40.
Gebunden M. 10.40.
(Aus „**Handbuch des Oeffentlichen Rechts.**")

—•• 3. Aufl. innerhalb 6 Wochen vergriffen! ••—

Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen
von der Reformation bis auf die Gegenwart
von
Prof. D. **G. Warneck.**
4. Aufl. (in der ersten Hälfte erweitert) 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.
Berlin W. 9. — **Martin Warneck,** Verlagsbuchh.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.
Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 21. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber Albrecht Ritschl als Reformationshistoriker; Die Evangelische Konferenz in Schlesien; Aus Braunschweig; Erlaß des Meiningischen Oberkirchenrats über die Beteiligung der Geistlichen am öffentlichen Leben; Evangelische Geistliche und soziale oder politische Thätigkeit — Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen. Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, im Interesse exakter Expedition dieselbe bei dem Verlage der „Christlichen Welt", Leipzig, Querstr. 21 zu reklamiren.